

Illustrirte  
**Frauen-Zeitung**

Hest 24.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften  
vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 14. December 1890.

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4 1/2 M.

XVII. Jahrg.



Ehre sei Gott in der Höh! Von Bernhard Plochhoff.

Nacht und verboten.

## Stille Nacht.

Von M. Haimund.

Hört ihr die Botschaft? Engel tragen  
 Sie nieder vom gestirnten Zelt, —  
 Da fängt das matte Herz der Welt  
 Auf einmal jubelnd an zu schlagen . . .  
 Des Winters weiße Rosenjaat  
 Strahlt blühend auf im Himmelsglanze.  
 Hört ihr das Wort —? Die Liebe naht!  
 Die Liebe naht im Friedenskranz!

Still steht das hastende Getriebe:  
 Durch Thränen lächeln Leid und Gram.  
 O Seligkeit! Zur Erde kam  
 Die milde, heil'ge, süße Liebe!  
 Durchfunkelt ist des Himmels Sammt  
 Von der gewalt'gen Schrift der Sterne, —  
 In jeder Erdenhütte flammt  
 Der Widerschein der ew'gen Ferne.

O jubelt, ihr erquickten Herzen!  
 Erstrahle, holder Weihnachtsbaum! —  
 Blüh' auf, du gold'ner Himmelstraum  
 Im hellen Feierlicht der Kerzen!  
 Der Himmel selber stieg hernieder,  
 In jedem Aug' liegt seine Pracht,  
 Und jubelnd tönen seine Lieder  
 Holdselig durch die heil'ge Nacht!

Der Glanz der Erde liegt im Staube,  
 Des Friedens Lilien duften lind, —  
 Anbetend vor dem schönen Kind  
 Kniert andachtsvoll der fromme Glaube.  
 Der süße, hehre Sang erklingt:  
 Das Heil des Höchsten soll uns werden!  
 Die Liebe, die den Frieden bringt,  
 Die holde Liebe herrscht auf Erden!

Nacht und verboten.

Weihnachten sechzehnhundert-  
undfünfzig.Aus den Aufzeichnungen des Pastor's von Demmingen.  
Von Klaus von Rheden.

Item will ich auch dieses Gescheheniß umb  
 Gotts und seiner ewigen Gnadt willen, so uns in Zeiten  
 erschrocklicher Noth geborgen und hat beschirmet und  
 jegunder wieder erzeiget, auff diesen Blättern nieder-  
 schreiben, damit Kinder und Kindeskindelein allzeitiglich  
 nit vergessen, daß die Barmherzigkeit Gotts immerdar  
 mit uns ist.

War's zur Zeit des schrocklichen großen Kriegs,  
 daß die kaiserlichen troupes zum anderen Malen in  
 unser kleines Dorf gekommen und gar gräulich darinnen  
 gehauset und weggeführt haben, was den Leuten in  
 den Ställen stand und mit den Bauern, wie auch allem  
 Weibsvolk übel umgegangen seien. Kamen auch zu  
 mir und kramten aus Truhen und Schränken, was  
 ihnen wohlgefiel und in die Augen stach und setzten mir  
 den rothen Hahn auff's Dach, weil sie kein Wein mehr  
 im Keller finden wollten, dieweil schon die vorigten  
 Kaiserlichen die letzte Flasche veroffen hätten. Und  
 wäre mir wohl derothalben das ganze Haus nieder-  
 gebrennet worden, hätte die alte Uhe, so derzeit noch  
 in meinem Dienst stand, sich nicht heimlich hinauf ge-  
 schlichen und den Brand mit Kornsäcken, so sie vorher  
 in's Wasser gelegt, verlöschet. Es war mir aber ein  
 Trost in all' sollicher Noth, daß ich meine Weibslent,  
 meine gut und getreue Ehehilt und meiner sehr lieben  
 Schwester Tochter, die Ursel, so nach dem sanftseligen  
 Tod meiner Schwester bei mir erzogen worden nach  
 dem Willn Gotts, in Annäherung der Kaiserlichen  
 Bando's mit Hinrich Werkenthen seinen Wagen zu  
 meinem Ambtsbruder Freyer nach Biedowiß habe fahren  
 gelassen, darmit sie für den gräulichen und ruchlosen  
 Treiben der Marodeurs geborgen seiend. Hatte nur  
 besagte alte Uhe bei mir zu Haus und meinen Sohn  
 Willem, der zum letzten Palmaram Sechzehnd geworden  
 und den ich auch wollte mitführen nach Biedowiß. Doch  
 konnte ich ihn nicht darzu bringen, denn er fielen mir  
 umb den Hals, weinete und sagte: wöllt mich nur hier-  
 bleiben lassen, liebwerther Vatter, massen meine Arme

kräftiglich genug seien, Euch vor dem umherstreiffen-  
 den Votterdolk zu schützen, wann sie Euch Böses an-  
 thun wölkten. Und hörte nit auff mein Zugerede,  
 sondern weinete und flehte, er könne mich nit so gar  
 allein lassen, daß er mich ob sollicher kindlicher Liebe  
 rührte und ich verlaube, er solle zurückbleiben (was  
 ich nachhero bitterst bereuet hab, daß ich nachgegeben).

Nachdeme die ersten Troupen weggezogen und das  
 ganze Dorf ausgeplündert, und, gleichwohl sie Alles ge-  
 nommen, aus purem Uebermuth auch noch die Häuser  
 von Lang-Bedmann und der Wittib Krause, so sie  
 immer die Wendische genennet, in Brand gesetzt hätten,  
 und wir Alle zu Gott gehofft, er werde nunmehr  
 seinen gerechten Zorn in übergroßer Güte von uns ab-  
 wenden, sind drei Tage darnach wieder ein Trupp  
 Soldaten gekommen, die kaum das Kindelein in der  
 Wiegen verschonet und, dieweilen sie nichts mehr fanden,  
 zu marodiren, ihr teuflisch Spiel mit den armen Leuten  
 getrieben haben. Sind auch wieder zu mir gekommen  
 und hat sich die alte Uhe für Schrecken, weil sie so  
 grimmig gethan, auff den Boden hinter altem Ge-  
 rümpel, so allorten bewahret, verbrochen, und hat mir  
 einer der Kerels mit erschrocklichem Fluchen seine Harle-  
 busse auf die Brust gesetzt und gerufen: ich müße  
 sterben, so ich nit geben wölle, was ich an Schätzen  
 verstecket und vergraben hätte. Ich armer und elendiger  
 Mensch hatte aber nit mehr ein Stücklein Brod und  
 litt mit meinem lieben Willem und der alten Uhe  
 selber schier Hungers, doch ich fande keine Barmherzig-  
 keit bei diesen Unmenschen, die nit ohne Beut sein  
 wölkten und mit Geschrei über mich fielen, so daß mein  
 schwarzer Noth, so ich anhatte, vornen und hinten zer-  
 riß und in zwei Stücken herabfiel. Doch hatte dieß  
 kaum mein Sohn Willem gesehen, obschon ich nicht  
 lamentiret und geschrien, sondern nur ein kurz Stoß-  
 gebetlein gesprochen, nahm er schon seine Art, so er  
 zu diesen bösen Zeiten immer in seinem Gurt hatte,  
 und spaltete mit einem grausen Streiche oberwärts den  
 Kopf des Kerels voneinander, daß mir für Blut schier  
 roth vor den Augen wurde. Aber nun habe das Ge-  
 schrei erst recht wieder von vornen an, und eh ich noch  
 gewußt, wodran ich war, packten mich drei oder vier  
 von den Kerels, daß ich vermeinete, mein lezt Stünd-  
 lein sei kommen, und schlepten mich unter wüstem Ge-  
 heul und Gesuche in den Keller und spunnten mich  
 ein und verrammelten die Thür und schrieten mir von  
 außen zu: ich söllte nur beten, denn eh daß der Abend  
 käme, würde ich nicht mehr amb Leben sein, sie wölkten  
 das Haus anstecken, daß ich elendiglich umblommen söllte.

Da saß ich nunmehr ganz verzaget in meinem  
 dunkelten Kellersloche und konnte nichts thun als beten,  
 daß mich der Herr unser Gott aus sollichem Jammer  
 erlösen und meinen Sohn Willem, so oben bei dem  
 wüthigen Kriegsvolk verblieben, beschürmen möge, und  
 da ich also in meiner grossen Bedrängniß gar brünstig-  
 lich die Hände faltete in crucis forma, merkte ich an-  
 jeso, daß ich blutete, massen ich von den unmen-  
 schlichen Buben heftig für den Kopf gestossen worden war. Und  
 währete auch nit lange, so thät ich die Augen zu und  
 kriegte schier unvermerckts eine Unmacht, in welcher ich  
 wohl an ein par Stund gelegen, dieweilen ich nichts  
 gehöret von dem gräulichen Trouble, so hierzwischen  
 oben im Haus angericht worden. Umb Mitternacht  
 aber klopfet es an der Thür, und nachdeme gläubete ich  
 die Stimme meiner alten Uhe zu vernehmen, so mir  
 zurust: ob ich noch lebete, sie seien weg und ich söllte  
 wieder herfürkommen. Hörte auch gleichermassen ein  
 Strafen und Bumbern und heftiglich Poltroniren, umb-  
 willen die alte Uhe sich mühet, die Jäßer hinfort zu  
 schaffen, so die barbarischen Landsknechts für die Thür  
 geschleppet, daß ich nit entwißchen söllte. Und kriegte  
 es auch wirklich mit ihren schwachen Armen, so aber  
 Gott in seiner Güte sollichen Krafft verliehen, und fiel  
 mir umb den Hals und schmahete mich und weinte und  
 klagete dabei: daß es einen graußlichen Kampf geben  
 hätt, und wären mehre zu Tod geschlagen worden, und  
 hätten sie endiglich meinen Willem in die Mitte ge-  
 nommen und mit sich geführt und hätten gesagt, er  
 söllt in die Spieß kommen.

Nachdeme ich so schrockliche Zeitung vernommen,  
 war mir gleich, als söllt ich zum andern in Unmacht  
 stürzen, denn ich zweiffelte nit, daß die barbarischen  
 Henker vorhätten, meinen geliebten Sohn mit ihren  
 Spießen umzubringen, wie sie sonst nur zu thun  
 pflegeten, wenn einer von ihnen selbst (den Lands-  
 knechts) das Leben verwürket. Und hab ich mich, be-  
 vorab ich noch Etwas gessen und ob ich schier umge-  
 kommen für Hungers, mitsamnten Werkenthen und dem  
 Behnschen sein Sohn auf die Straßen gemacht, umb  
 Kundschaft einzuziehen, was man meinete, wohinaus  
 das Raubzeug entwichen. Sind aber an viel Stunden  
 geloffen und haben annoch nichts gefunden, daß Auf-  
 schluß geben hätt, und bin ich inbarer Verzweiflung  
 nachhero wieder heim gekommen und meinete schier in  
 meiner Trübsale, Gott hätte mich verlassen, ob ich auch  
 betete, daß mein Glaube nit schwach würde. Hab auch

die nächst Zeit fleißig Umbschau gehalten und insge-  
 heim in allen Dörfern, so in der Nachbarschaft ge-  
 legen, nach meinem geliebten Sohne geforschet, doch war  
 Alls umbsonst.

Als nunmehr, massen nichts mehr zu befürchten  
 vor mehrer soldatischer Ungebühr, dieweilen sich die  
 Campagne weiter nach dem Süden gezogen und unser  
 Land rein gewesen von Troupen, mein Eheweib und  
 mein Nichtlein wieder darumb heimbekehret aus Biedow-  
 wizen, hat's zum andern Malen ein groß Klagen geben  
 und hat mein gut Weib mir gar bitterlich fürgeworfen,  
 daß ich nicht Obacht genug auff mein leiblich Kind  
 geben hätt, sondern hätt mich für den Landsknechts  
 selbst in den Keller verstecket. Meinete, ich hätt  
 solliches aus Angsten gethan und zürnete mir sehr,  
 doch hätt ich ihr dieß nit übel vernommen, dieweilen  
 ich wußte, daß nur die Liebe aus ihrem Herzen ge-  
 sprochen. Hat auch die Ursel heftiglich geweinet, als  
 sie vernommen, daß der Willem, so sie als einen  
 Bruder geliebet, von denen Soldaten fortgeführt worden,  
 und hat auch selbige nit anders vermeinet, als daß mein  
 Unglücks-Kind grauslich gemordet worden sei. Als aber  
 der Abend dieses Tages kommen, sind wir All bei-  
 sammen in meinem Studierstüblein gewest, und ist auch  
 die alte Uhe und die Behnschen dabei gewest, und sind  
 wir auff unsere Knie gefallen und haben gar brünstig-  
 lichen Hergens zu Gott, dem Erbarmen aus Nothen  
 und Angsten, gebetet und haben gemeinlich gesungen:  
 „Dieweil auch schwer ist unse Noth und bitter unse  
 Harmen, Du bleibst bei uns, Herr Gott, und schenkst  
 uns Dein Erbarmen“. Was uns dannhero viel Trost  
 gebracht und wieder aufgerichtet hat . . .

Hierzwischen sind an die sechs Jahr vergangen,  
 unterweilen wir nichts mehr vom unsem Sohn ver-  
 nommen hätten. Vermeineten auch, er sei todt und  
 beteten offten für seine arme Seele, daß der Herr sie  
 in seiner Gnadt aufnehmen mögete. Und dieweil wir  
 jegunder so ganz ohne Kind und einsamb verwailet auf  
 der Welt, Gott erbarm's, hielten wir die Ursel, so schön  
 und groß aufgewachsen war und ein lieb Herz besessen,  
 als wie unse eigen Tochterlein. Lohnete es uns auch  
 ebendiese durch ihr Gehaben und sagte offtmalen zu  
 uns: sei ihr doch gar nit, daß sie ohne Eltern wäre,  
 massen sie annoch uns hätte, die sie liebete.

Der schrockliche Krieg war seit drei Jahr, wo sie  
 im Münsterischen Frieden gemacht, geendet und war es  
 abermalen umb die liebe Weihnachten Anno funfzig. Es  
 war ein kalt Jahr, und da die Aerndt schlecht gewest,  
 gab es in erlichen Landen und auch bei uns viel Hunger  
 und Elend, daß man Gott danken konnte für ein Stück-  
 lein trocken Brodt. Hatten aberst doch am Heiligen Abend  
 uns ein tännin Bäunlein geschmüdet und darauff Licht-  
 lein gesteket, als wie es fromme Sitte heißet, und  
 saßen All umb meinen grossen Tisch herum, und ich  
 hatte die Heilige Biblia für mir und schidete mich ehens  
 an, einen Psalm zu lesen, als wir draußen Pferde-  
 getrump hörten und eine rauhe Stimme, so uns rufet:  
 Macht auf, lieben Leut, ein Reutersmann begehret Ob-  
 dach! — Schrödeten erstlich zusammen, massen die  
 Zeiten noch immer unsicher und viel Schnappphane  
 umher vagabondireten, massen auch die alte Uhe, so  
 ein förchsam alt Weib, laut kreischete und umb Hilfe  
 schrie; andennoch erhob ich mich und trat ans Fenster,  
 konnte aber nichts ersehen, so dichten siele der Schnee.  
 Setzete meine Kappen auff, und band mir nach die Ursel  
 ein warm Tüchlein umb den Hals, und ging dann  
 hinauf, zu sehen, was es wohl gäbe. Stand allda ein  
 Reutersmann vor dem Haus und war ganz über weiß  
 vom Schnee und schnadderte für Kälte und rief: ob  
 Ew. Ehren nit Obdach gewähren wölkten für die Nacht  
 und eine Zehrung nach langer Reize? Und jagete ich:  
 das wöllte ich schon, daß er bei mir nächten könnte, so  
 er nicht zu fürnehm wäre für mein bescheidenlich Heim,  
 jeandoch mit dem Imbiß künnete ich dem Herrn nit  
 dienen, da wir selbst kaum der Nothdurft genug  
 hätten ob des Hungers im Lande. Lachete darauffhin  
 der Reuter hahaha, schlug mit der Hand auff den  
 Kragen, so an seinem Sattel hung, und meinete: hätte  
 nur scherzet, massen er Zehrung bei sich hätte in Hülle  
 und Fülle und wölle uns All invitiren, mit ihm zu  
 speisen, so wir seine Bitt nicht abschlagen möchten.  
 Auff sollich verwunderlich Reden sprang er auch schon  
 vom Sattel und sah ich, daß er ein seiner Herr war  
 mit einem Mantel von gutem Stoff und darunter einem  
 Koller aus Tuch von bläulicher Farbe. Machte so an  
 die Dreißig sein und hatte ein hübsch Gesicht mit  
 braunem Knebelbart, so die Namodstuber zu tragen  
 pflegeten. Führte aber sein Pferd selbst im Stall  
 und leidete nit, daß ich ihm behüßlich wäre, und kam  
 nachhero mit seiner schweren Kragen zu uns in die  
 Stuben, schüddelte sie auß und fielen zween todte Häh-  
 lein, zween Wildgänß, dreien Brodte und noch Bielen's  
 mehr darauß hierfür, und jagete: nun, lieben Leut,  
 bratet und richtet ein schön Nachtmahl her, daß wir  
 uns wacker erlaben und den Heiligen Christ seern, so  
 mit geistiger Speiß, als wie auch mit leiblicher, denn die

geistliche bent Ev. Ehren der Herr Pfarrer und die lieblich gäbe ich.

Und ob uns Alln wegendessent auch war, als träumeten wir, gingen die alte Uffe und Urfel nichts derowegen ans Kochen und Braten, daß es gar lieblich im Haufe duftete, wie lange nit gewesen. Währete auch nit zum längsten, so stand ein köstlich Gericht umb das andere für uns aufm Tische und langeten wir tapfer zu, nachdeme wir unser Sprüchlein gesaget und dem HErrn gedanket. Der Fremde, so sich Junkherr Wighardt von Zehren genennet (dieß war ein rühmlich und edel märkisch Geschlecht, so mir vom Namen bekannt), gefiel mein Ehelieb und der Urfel gar wohl, und freueten sich die Beid, wie ich recht gemercket, daß er sie (o liebe Entelkeit!) sein französisch Madame und Demoiselle getituliret hätte. Als der Junkherr geschmauset und nit mehres wollte, aber hube er an und verzählete, er käme von Coelln an der Spree und wolle nach seines Vaters Sitz, so bei Cüstrin gelegen, und sprach dannenhero weiter:

Ei, lieben Leut, saget doch, seind Ihr verwandt mit ein Cures Namens, so Willem hieße und ein jung Bürschlein war so etwan vor sechs Jahren, als er mir bekennet worden?

Und hube, da er sahe, daß wir All nicketen und bläßlich wurden und die Augen auffrischen, eilends weiter-umb an:

War's umb die Zeit, so ich gesaget, als ich unter des gloriosen Torstenion Führung im Schlesischen ein Bilet Reuter befehligte, umbso mir mein kriegerisch Blut zu verkühlen und ein lorbeern Reifelein einzuheimbien, daß ich mein Herrn Batter heimbringen und selbigen dabermitt für ehliche tumme Streiche außsöhnen künnte. Vagen für Schweidenitz, das sich tapfer wehrete, und hatten alltag böse Scharmügels mit den umherstreiffenden Kaiserlichen, so sich stetig nur in kleinen Schwärmen zeigten und uns Vieles zu schaffen machten. Wußte darvon ein Viedlein zu singen, denn bei einem Überfall durch dreißig feindliche Dragoner, so mitten in der Nacht unvermuthens über uns kamen, hieße mir ein Kerl von Dragoner mit sein Sarraß über den rechten Arm, daß ich schier vermeinete, ich müßte für Schmerzen unmächtig werden. Stürpete vom Pferde, und wollte mich der Kerl, der recht gesehen, daß ich zu denen offiziers gehöret, auch gleichermassen gefangen nehmen, umb ein gut Lösgeld auß mir zu schlagen; ehebevor aber solliches geschehen, packet mich einer von mein Bilet, reißet mich in seinen Sattel, daß ich gleich überzwergs saße, und sprengt mit mir heiß darvon. Währete auch nur ein kurz halb Stündlein, als uns Hilfe kam und die kaiserlichen Reutter zu paren triebe, daß sie nit wußten, wo sie hialoffen söllten. So wir nummehr wieder Ruhe kriegt, holte ich Kundschaft bei meinem Netter, wer er sei, und sagete mir der, er heißete Willem Berger und seiete ein Pfarrherrsohn auß dem märkischen Lande, den die Kaiserlichen beim Plündern mit sich genommen, sintemalen er einen von ihnen erschlagen hätt, so sich gegen sein Herrn Batter vergangen. Sei ihnen aber entflucht, habe Kriegsdienst genommen, auch bei Glogau tapfer gestritten und in der großen Feldschlacht, wo der Lauenburger an der Lung verwundet worden, sich seine Sporen verdient. Dieweil ich nun sahe, daß besageter Willem Berger ein tapfer Bürschlein, vermeldete ich solliches an meinen Obristen, der ihn auch gleich zum offizier avanciren ließe und als Leutenant in meine Esquadron stellet. Und haben wir Zwei uns dannenhero nit mehr getrennet und seien gemeiniglich von Schweidenitz nach Kojeln und von dannen nach Oppeln und Brieg gezogen, und dieweil der Torstenion über den Elbfluß ginge, folgten wir ihm und kämpfeten mit in der blutigen Battalia bei Leipzig, in ebenwelcher mein guter und sehr lieber Freund Willem durch einen grimmen Schuß in die Brust schmerzlich verwundet worden...

Alsoweit hatte der Junkherr gesprochen, und wandte sich nummehr, da er sahe, daß wir bei seinen lieblichen Worten jachlings erblicketen, mit wehrender Bewegung uns zu und fuhr unter freundlichem Lächeln also fort:

Habet nit Furcht, lieben Leut, daß Euer Sohn verstorben seiend, denn daß dieser selbige Willem Berger, so mir das Leben gerettet, Euer wirklicher und leibhaftiger Sohn, dies ist mir längstens bekennet. Nein, lieben Leut, Euer Sohn lebet annoch, und habe ich selbigen mit eigenster Hand gepflegt und damit mich revanchiret vor das, was er mir gethan. Ist er auch wieder gänzlich gesund und darnach abermalen mit mir in den Krieg gezogen und hat sich bei Pilsen so tapfer gegen einen feindlichen Überfall defendiret, daß der große Wrangel selbst ihm vor der Fronte unserer Troupen zum Rittmeister ernennet. Dieweil man jedoch umb diese Zeit den Frieden abgeschlossen, hätten wir beid die Kriegsdienst verlassen, und wollte Willem nummehr heimblehren, massen er auch Sehnsucht bekommen nach Batter und Mutter und die liebreizende cousine (und verneigete sich der Junkherr, so sprechend,

vor unserer Urfel, welcher auch gleich das rothe Blut brühheiß in's Gesichtlein schoß, also schämte es ihr). Da aber (fuhr der Junker im Verzählen hinfort) mein Herr Batter, dieweil ich mich im Kriege so rühmlich erzeiget, mir an die Eintausend Ducaten in spezie geschenket, dabermitt eine Reiß gen Italia zu unternehmen und mich dorten von den Strapazien der langen campagne außzucuriren, alsobald bate ich den Willem, mit mir zu kommen. Hat auch, dieweil es ihne gelüstete, ein fremdes Land kennen zu mögen, eingewilligt, doch ehebevor wir unsere Reiß antraten, noch einen Brief an seinen Herrn Batter geschrieben und ihme vermeldet, daß er gesund sei. Doch scheint mir besagter Brief, massen die Posten von wegen der Kriegszeit noch ohne Regul gingen, nit angetroffen zu seien. Item brachen wir, wohl mit Ducaten versorget, balde auß, reiseten über das Alpengebürge in die Lombardische Ebene hinein, nach dem herrlichen Florenz und von dannen nach der Stadt Rom und bis nach Neapolis und schaueten gar Vieles von Gotts schöner Welt, so ich auch Allens in mein Tagebuche genau niedergeschrieben hab. Als dannenhero aber unsere Zeit umb war, und es mir auch an Ducaten zu mangeln begänne, reiseten wir über Venezia und Wien zurücke, verweilten noch ehliche Zeit zu Coelln an der Spree, allwo mein Herr Batter dormalig an unseres gnädigsten Herrn Churfürsten Hofe war, und wurden wir auch dorten Sr. Churfürstl. Gnaden in persona sürgersteltet. Nummehr aber ging es ernstlich in die liebe Heimath und hab ich mein Freund Willem bis hierhero begleitet, und von Euch Kundschaft zu erholen, daß Ihr einwilligen möget, den Willem als obersten Verwalter, so wir administrator benennen, vor meine väterlichen Güter anzustellen. Denn mein Herr Batter ist alt worden, und ich sölle in unseres gnädigen Herrn Churfürsten Dienste treten, so nachhero unser Besiß ohn feste Verwaltung stehet. Wassen Ihr Ja saget, söllt Ihr gleichermassen auch Euer Sohn wiedersehen...

Und lachete der Junkherr bei solichen Worten gar fröhlich, stund auß, reißet am Fenster, zog eine Fagerpfeif herfür und gab einen gellen Pfiff in die offene Winternacht. Währete auch nur so lang, als man bis Zehen zählen künnte, so rouliret draussen eine Calesch für das Haufe (hat aber schon unweit gestanden, ohn daß wir es wußten), und eine Stimme schreiet: Batter! Mutter! Schnidschnäd! (also hat der Willem die Urfel ehemals gerufen, da er noch klein gewest). Und kömmt taptap den Flur hinab, klinket an der Thür, dieweil wir starc für eitel Freude und Herzensjubil, und fleucht an unsere Brust und schreiet nur immer: O Ihr Lieben! O, Ihr Lieben! Und flossen unsere Thränen, dieweil unsere Herzen lachten und unsere Seelen im Geheimben Gott dem HErrn ein Loblied sangen...

So ist geschehen zur Heiligen Weihenacht Anno Junzig. Und gerad umb eine Jahreswende darnach hat mein Sohn Willem die Urfel heurathet, und hab ich selbst meine alten Hand zum Segen ob ihre Häupten geleet. Mein sterblich Theil ist schwach worden, massen ich wohl balde mein Eheweib hinfolgen werde zu Gotts ewiglicher Seeligkeit; jedoch so lang ich noch zu denken vermöge, wolle ich nimmer jene Weihenacht vergessen, so uns den Sohn wiedergeben. HErr, nun lässest Du Dein Diener im Frieden fahren, so Du gesaget hast. Ev. S. Lucae, cap. 2.

Nachtrag verboten.

## Die Weiße Frau und die Hohenzollern.

Von Oscar von Ehrenberg.

**A**us dem reichen Kranze von Sagen, mit welchen von altersgrauer Vorzeit her das Geschlecht der Hohenzollern umwoben erscheint, hat keine sich so lebhaft im Gedächtnisse des Volkes erhalten, als die Sage von der Weißen Frau, die Unheil und Tod drohend oder doch warnend in den Burgen und Schlössern des erlauchten Hauses umgeht. Zwar begegnen wir dieser Gestalt auch bei anderen Fürstengeschlechtern, allein am innigsten ist sie eben mit den Hohenzollern verknüpft. Was ist nun eigentlich an dieser Sage? Ist die Weiße Frau in der That ein Geisterpuf, ein wandelndes Gespenst? Oder ist die ganze Geschichte thörichte Erfindung, ein Ammenmärchen für kleine und große Kinder? Beide Auffassungen sind sicherlich falsch. Daß in Wirklichkeit die Weiße Frau nur in der Einbildung der Menschen vorhanden ist, brauchen wir kaum zu sagen; daß es sich aber dabei nicht bloß um eine sinnlose Geistergeschichte handelt, das zu zeigen ist der Zweck dieser Zeilen, aus denen sich dann weiterhin auch der Grund der engen Verbindung der Sage gerade mit den Hohenzollern ergeben wird.

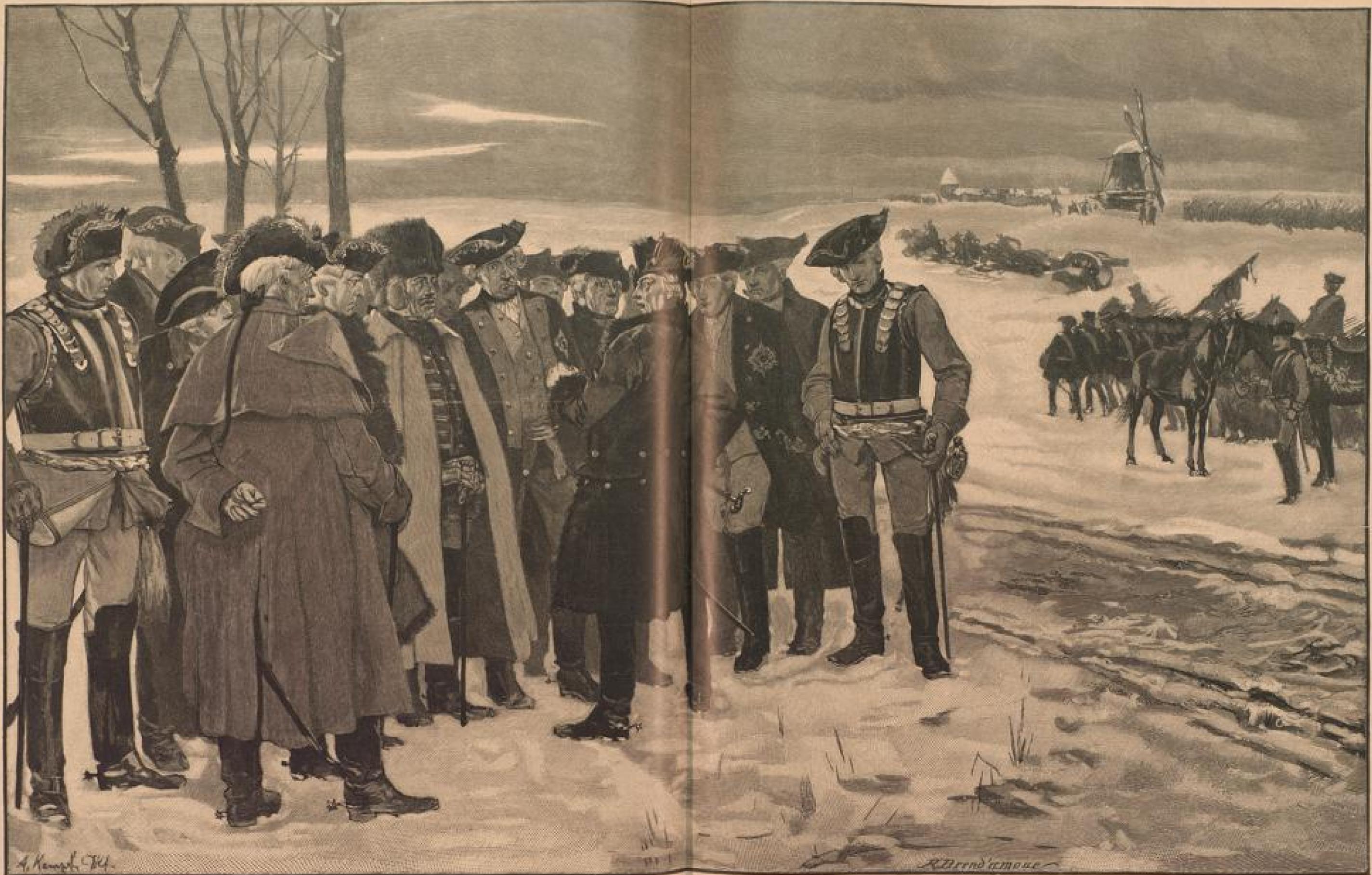
Es liegen überaus zahlreiche Berichte vor über das Erscheinen der Weißen Frau in den verschiedenen hohenzollernschen Schlössern. Von der schwäbischen Stammburg des Geschlechtes erzählt man, daß dort des Nachts eine Jungfrau in wallendem, weißem Gewande mit einem Schlüsselbunde sich zeigt; sie pocht an den Thüren, der sich ihr öffnet, und tritt in den Berg hinein, wo sie reiche Schätze hütet. Im Jahre 1423 kündigte sie dem wilden Grafen Fritz Dettinger von Zollern die bevorstehende Belagerung und Zerstörung seiner Feste durch die Reichsstädte an. Bei einer späteren Belagerung des Hohenzollern, 1634, erschien, wie der damalige Burgkaplan, Vater Josef, in seinem Tagebuche verzeichnete, zum Schrecken der Feinde des Nachts eine weiße Gestalt, „welches ein Engel ohne Zweifel, oder gar

der Erzengel Michael selbst“ (der Schutzheilige der Burg) war. Auf der benachbarten zollernschen Feste Schalksburg sieht man zuweilen eine Maid in weißem Schleier, Kosen in der Hand tragend. Sie bringt nichts Gutes; einstmals liebte sie ein Kind, das sich ihr genahet, und schenkte ihm eine Aolc. Nach drei Tagen, als die Aolc weifte, starb das Kleine. Aus dem Grabe aber, in welches man die Aolc mit hinein gelegt, erwuchs im Lenz ein herrlicher Rosenstrauch. Vermenschlicht zwar, jedoch immer noch erkennbar, ist die Gestalt der Weißen Frau in dem geheimnißvollen alten Weibe, welches nach Hauffs schöner Sage „vom Hirschgulten“ dem Zollerngrafen, dem „bösen Wetter von Zollern“, den Niedergang seines Hauses ankündigt. — Gehen wir dann in die fränkischen Lande der Hohenzollern, so soll hier die Weiße Frau zum ersten Male 1486 auf der Pfaffenburg gesehen worden sein. Im Jahre 1554 erschien sie dem Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach, 1677 dem Markgrafen Philipp Erdmann von Bayreuth. Noch im Jahre 1812 erdredete sie den Kaiser Napoleon und seine Marschälle, die vor dem verhängnißvollen Zuge nach Rußland im Bayreuther Schlosse übernachteten. „Co maudit chateau!“ soll der Kaiser ausgerufen haben, als er des Morgens verstimmt abreiste. — Im Schlosse zu Berlin endlich erblickte man die Erscheinung vor dem Tode des Kurfürsten Johann Georg (1598) und Johann Sigismund (1619). Luise Henriette, des großen Kurfürsten Gemahlin, sah in ihrem Todesjahre (1667) die Weiße Frau an ihrem Schreibtische sitzen, und vor dem Tode des großen Kurfürsten selbst gewahrte sie der Hofprediger Benjamin (1688). Auch das Ableben der Königin Friedrich Wilhelm II. (1797) und Friedrich Wilhelm III. (1840) hat sie angekündigt. Zuletzt bemerkte man sie 1850 vor dem Nordverande Sichelogs auf Friedrich Wilhelm IV.

Der Gedanke, daß es sich in vielen Fällen, in welchen die Erscheinung beobachtet wurde, um einen absichtlichen Betrug handelte, indem einzelne Persönlichkeiten sich zur Erreichung bestimmter und gewiß meist nicht der lautersten Zwecke der Verummung als Weiße Frau bedienten, liegt natürlich sehr nahe, und es sind solche Vorkommnisse auch thatsächlich erwiesen. Schon bei der Belagerung der Burg Hohenzollern im Jahre 1423 finden wir einen derartigen, allerdings sehr rühmlichen Fall: die treue Geliebte des Grafen Fritz Dettinger, ein Bauerntöchterlein aus der Gegend von Hedingen, verkleidete sich als Weiße Frau, um so des Nachts der bedrängten Besatzung Pulver zuzutragen. Vielleicht hätte auch jener Vater Josef, von dem wir erzählten, selbst am besten darüber Auskunft geben können, wer eigentlich der wunderbare „Erzengel Michael“ war. Im Jahre 1554 spielte Christoph Straß, Kanzler des Markgrafen Albrecht von Ansbach, die Rolle der Weißen Frau. Unabsichtlich war dagegen die tragische Täuschung, deren Opfer 1713 König Friedrich I. wurde: Als der schwer kranke König eines Nachts im Lehnstuhle saß, stürzte plötzlich eine weibliche Gestalt in weißem Gewande in's Zimmer und warf sich auf den Wehrlosen. Es war nicht die Weiße Frau, wie er zuerst glaubte, sondern eine wahnsinnig gewordene dritte Gemahlin, die Königin Sophie Luise. Friedrich war aber demnach erschrocken, daß sich sein Leiden erheblich verschlimmerte und er noch im gleichen Jahre starb. — Es ist indessen unnötig, hier allen jenen Fällen nachzugehen, in welchen der Erscheinung ein Trug zu Grunde lag. Dieselben beweisen ja gerade in ihrer stetigen Wiederkehr, daß man zu allen Zeiten an die Weiße Frau glaubte, oder wenigstens von ihr wußte, sonst wäre eben die Täuschung gar nicht versucht worden. Weit wichtiger für uns sind die Erzählungen, welche es unternehmen, den Ursprung der Sage an sich zu erklären. Sie stimmen sämtlich darin überein, daß die Weiße Frau der Geist einer Verstorbenen ist, welche im Grabe keine Ruhe finden kann. Vor Allem sind es die Gräfin Kunigunde von Orlamünde und eine gewisse Bertha von Rosenberg, deren Geist umgehen soll. Lassen wir diese Erzählungen zunächst für sich selbst sprechen:

Die Gräfin Kunigunde von Orlamünde, eine junge Witwe, welche auf der bereits erwähnten Pfaffenburg in Franken hauste, liebte den schönen Burggrafen Albrecht von Zollern-Nürnberg († 1361). Allein der heiß ersehnten Verbindung standen, wie Albrecht klagte, „vier Augen“ im Wege. Die Gräfin bezog dieses Wort auf ihre beiden Anaben erster Ehe und räumte in wahrhaftiger Liebe das Hinderniß fort, indem sie die armen Kinder durch Nadelstiche in den Kopf tödtete, oder, nach anderer Uebersetzung, durch ihren Jäger, Jager, im Walde umbringen ließ. Vergeltlich: Albrecht, welcher mit den „vier Augen“ die seines Bruders und seines Neffen gemeint haben wollte, wandte sich entsetzt von der Mörderin ab, welche nun, von Reue und Gram verzehrt, im Kerker starb. Seitdem geht sie als Weiße Frau umher und künndet als rächender Geist dem Geschlechte Albrecht's, der sie zum Morde geführt, Tod und Unheil an. — Die andere Erzählung, über Bertha von Rosenberg, faßt die Erscheinung mehr als theilnahmvolle Warnerin auf. Bertha, eine Angehörige des mächtigen, um 1611 ausgestorbenen böhmischen Freyherrn-Geschlechtes der Rosenberger und um 1449 kinderlose Witwe eines Herrn von Lichtenstein, trug zum Zeichen der Trauer um ihren Gatten stets weiße Kleider, wie bekanntlich im Mittelalter vielfach Weiß als Trauerfarbe galt; sie hieß deshalb schon zu Lebzeiten die „Weiße Frau“. Eine treffliche Hausfrau, die stets den Schlüsselbund an der Seite führte, widmete sie sich auch mit zärtlicher Sorge der Pflege der Armen und Kranken; jenen spendete sie an bestimmten Tagen süßen Brei und Karpfen. Selbst nach ihrem Tode wandelte sie noch auf den Rosenbergschen Schlössern umher, um zu sehen, ob die Wirthschaft in Ordnung und ob namentlich die Armen noch jene Speisen erhielten. Ebenso erschien sie mit bekümmertem Miene, wenn den Rosenbergen Unheil drohte. Nachdem die Hohenzollern durch die Vermählung Wilhelm's von Rosenberg mit Kurfürst Joachim's II. Tochter (1561) zu ihrem Geschlechte in Verwandtschaft getreten waren, sah man Bertha als Weiße Frau auch in Berlin, wie überhaupt in allen Schlössern, in welchen Nachkommen der Rosenberger hausten. Auf den böhmischen Schlössern, welche von den Rosenbergen schließlich in den Besiß der Fürsten von Schwarzenberg übergegangen sind, zeigt man noch Bilder der Bertha. Sie ist dargestellt, mit der Linken das weiße Gewand im Schreien festhaltend, in der Rechten einen Stab oder eine Spinne, mit welcher sie auf die geheimnißvollen Zeichen eines sie umgebenden Jauberkreises deutet. An der Seite trägt sie den Schlüsselbund, auf der rechten Schulter blühende Kosen. Das schmale, todtblaße Antlitz verträth jauchte Trauer; blonde Locken umrahmen es. — So die beiden wichtigsten Erzählungen über den Ursprung der Weißen Frau.

Genügen sie aber auch wirklich ihrer Aufgabe? Keineswegs! Die Kunde von der Weißen Frau ist älter, als diese



Frederich's des Großen Ansprache an seine Generale vor der Schlacht bei Kunen.  
Von H. Kämpfer — Holz. 101.

Erzählungen glauben machen wollen. Schon vor den Zeiten der Bertha kannte man sie bei den Hohenzollern; das zeigt die Erscheinung von 1423 auf der Stammburg, und wenn gleich die Orlamünderin bereits im vierzehnten Jahrhundert gelebt haben soll, so ist doch schwerlich anzunehmen, daß die fränkische Gräfin den Anlaß zu jener Erscheinung gegeben haben sollte. Vielmehr steht die Weiße Frau von 1423 im unmittelbaren Zusammenhange mit den altschwäbischen Sagen von der Schlafjungfrau auf Jollern und der Rosenmaid auf Schalksburg. Freilich, eine Beziehung zwischen diesen verschiedenen schwäbischen, fränkischen und böhmischen Berichten besteht offenbar; das weiße Gewand, der Schlüsselbund, die Rosen und selbst das Unheilbringende der Erscheinung kehrt überall wieder. Das beweist, daß es überhaupt vergebliche Mühe sein würde, die Weiße Frau in Verbindung mit bestimmten geschichtlichen Personen bringen zu wollen. Ganz abgesehen davon, daß sich bei näherem Zusehen die vermeintlich historischen Gestalten meist in Nebel auflösen, so stellt sich auch stets heraus, daß der Inhalt der Erzählung nur das Echo eines noch älteren Berichtes ist. Nicht um Geschichte handelt es sich, sondern um Sage, und zwar um uralte Sage. Am deutlichsten zeigt sich das an der Erzählung von Bertha von Rosenberg. In ihr liegt deshalb auch der Schlüssel zur Lösung des Räthfels.

Was uns von Bertha von Rosenberg berichtet wird, daß sie eine vorzügliche Hausfrau gewesen sei, wird schon einer anderen Bertha aus dem zehnten Jahrhundert, der Gemahlin König Rudolf's II. von Hochburgund, nachgerühmt. Man stellte sie sogar bildlich, mit einer Spindel in der Hand auf dem Throne sitzend, dar. Diese Bertha war, wie wir noch besonders bemerken müssen, eine Tochter des Alemannen-Hezogs Burkhard, von dessen Geschlecht, den sogenannten Burcardingern, die Hohenzollern nachweislich abstammen. Und wiederum das Gleiche wird von einer dritten Bertha aus dem achten Jahrhundert, der sagenhaften Ahnfrau der Karolinger, erzählt. Auch sie war eine eifrige Hausfrau und fleißige Spinnerin. Da sie glatte, breite Füße, gleich einer Gans, hatte, — man erklärte dies später aus dem Treten des Spinnrades, das aber erst im fünfzehnten Jahrhundert erfunden wurde, — nannte man sie „Königin Gänsefuß“, französisch „Reine pédaque“. So, mit Spindel und Gänsefuß, stellte sie ihr Bild an der Kathedrale von Toulouse dar. — Ist in diesen Erzählungen wenigstens noch der schwächste Versuch gemacht, angeblich geschichtliche Dinge wieder zu geben, so geht eine vierte Bertha-Sage noch weiter. Sie stellt sich unverhohlen als Mythos dar und verräth zugleich die Quelle, aus der alle späteren Berichte geschöpft haben: In den heiligen Trübsalbüchern (um Weihnachten), so erzählt der schwäbische Volksmund, zieht mit dem „wilden Jäger“ die Bertha Bertha, Dredel durch die Lüfte. Mit der Spindel in der Hand fährt sie auf einem Wagen, gefolgt von den Scharen ungetaufter gestorbenener Kinder. Ihre Erscheinung ängstigt laute Leute und unartige Kinder, denn sie straft und tötet sie sogar, wogegen sie die fleißigen Arbeiter und braven Kinder belohnt und beschenkt. Erbst trampelt sie mit den Füßen auf dem Pfluge herum, welchen der lässige Bauer auf freiem Felde beliebt. Man sieht nachher deutlich an dem Abdrucke, den sie hinterlassen, daß sie Gänsefüße hat. Geht sie nicht um, so löst sie im Berge, in Höhlen und Brunnen, bei ihr die ungeborenen Kinder, die sie dem Sturche übergibt. Ihr zu Ehren ist man an „Berthentage“ (5. Januar) süßen Brei und Karpfen. Der Schwan, die Gans, der Schnee, überhaupt alles Weiße ist ihr heilig. Sie erscheint zuweilen auch ganz als Schwan.

Der Kenner unserer germanischen Mythologie sieht alsbald, daß wir uns mit dieser ältesten Fassung der Bertha- und Weißen Frau-Sage schon auf heiligem Boden befinden. Bertha, althochdeutsch Beraha, Bertha (d. i. die Lichte, Leuchtende), war für die Schwaben und Baiern dieselbe Göttin, welche die mitteldeutschen Stämme der Franken, Hessen und Thüringer als Holda (Hulda, Frau Holle, d. i. die Holde, Huldvolle), die niederdeutschen Sachsen und Friesen als Frilla (Frelle, Frau Frid, Frea, Fria), die Standinavier endlich als Freya (Frigg) verehrten, nämlich die auch unter dem Namen Frowwa (d. i. Frau, mit „froh“ zusammenhängend, also etwa die Frohmachende, Beglückende) bekannte Gemahlin des höchsten Gottes Wuotan (Wodan, Odin).

Wie Wuotan im Grunde eine Personification des Himmels und der Sonne insbesondere, so ist seine Gemahlin Bertha-Holda-Frilla-Freja eine solche der Erde. Diese bietet uns ein ewig wechselndes Bild. Bald liegt sie vor uns von der Sonne gefülkt, in Schönheit leuchtend, huldvoll ihre reichen Gaben spendend, voll Leben und Kraft, die Menschen beglückend; bald wieder von der Sonne verlassen, trüb und finster, ihrer Schätze beraubt, in Eis und Schnee erstarrt und begraben, die Menschen an ihr eigenes Sterben mahnend. Es wechseln ewig Tag und Nacht, Sommer und Winter, Leben und Tod. Darum ist Bertha in einer Person Lebens- und Todesgöttin zugleich; aus der Erde kommt alles Leben, in ihren Schoß muß es wieder zurück.

Wir haben schon angedeutet, daß zwischen den Gestalten der Weißen Frau, wie sie uns in der Rosenbergsagen und in der Orlamünderin Sage geschildert wird, ein gewisser Gegensatz zu Tage tritt. Dort ist die Erscheinung milder, wohlwollender, hier düsterer, drohender. Die Doppelnatur der ursprünglichen Göttin erklärt diesen Gegensatz wohl zu Genüge. Wenn die Orlamünderin ihre Kinder mit einer Nadel tödtet, so erinnert das an die Todesgöttin Bertha-Hella, welche die Kinder überhaupt, die ja alle die „ihren“ sind, durch Stiche mit dem Todesdorn ihrer Nase oder mit ihrer Spindel ermordet. Muß sie ja doch noch im Märchen als altes Weib mittelst eines Spindelstiches das „Dornröschen“ in hundertjährigen Schlaf versenken! (Hier tödtet sie eigentlich als Todesgöttin die blühende Erde, d. h. sich selbst). Nicht anders verhält es sich mit der Lesart, der Jäger Hager habe die kleinen Orlamünder Grasen umgebracht; der Name „Hager“ mahnt sofort an den finsternen „Hagen“ der Nibelungen-Sage, der seinerseits nur der Todesgott Wuotan-Hagano, der Gott mit dem Todesdorne (von hae = Hag, Dorn) in vermenschtlicher Gestalt ist.

Es bleibt noch die eine Frage: wie nämlich die Anknüpfung der Sage von der Weißen Frau an Fürstenthümer, und insbesondere die Hohenzollern, zu erklären ist. Der nächstliegende Grund hierfür ist ohne Zweifel der, daß Burgen und Schlösser meist auf Bergen errichtet wurden, die in der Vorzeit der Bertha, welche man sich als die im Bergeschoß sitzende Todesgöttin vorstellte, heilig waren, oder sonst zu dem heidnischen Glauben in Beziehung standen. Noch mehr aber kommt wohl die germanische Auffassung in Betracht, daß die Königs- und Adelsgeschlechter von den Göttern abstammten; so die alten schwedischen Könige von Odin, die norwegischen von Thor. Wie tief dieser Glaube beim Volke wurzelte, erfährt man z. B.

daraus, daß die Franken noch in christlicher Zeit meinten, der Ahnherr ihrer merovingischen Könige sei nicht ein Mensch, sondern ein Meeresthauwogel gewesen. Auch Hohenzollern hat keine menschlichen Eltern; er kommt vom Meere her aus unbekannter Ferne (der Unterwelt), vom Schwan (dem Vogel Bertha-Freja's) im Schiffe gezogen. Hiernach kann es nicht Wunder nehmen, wenn die großen Geschlechter als Abkömmlinge der Götter sich eines besonderen Eingreifens derselben in ihre Schicksale bewußt waren und darum an deren persönliche Erscheinung an Wendepunkten ihres Lebens, besonders aber vor dem Tode glaubten. Niemand eignete sich besser zu dieser Rolle, als die erste Ahnfrau, die Göttin Bertha-Freja. Bei den Hohenzollern nun treffen beide angegebenen Gründe zusammen. Der Verg. auf dem sich ihre schwäbische Stammburg erhebt, stand, wie die Sage von der Schlafjungfrau beweist, zu Bertha in Beziehung; er war überdies ein, wie wir hier nicht näher ansühren können, eine dem Wuotan geweihte heilige Höhe. Sodann aber beweisen eine Anzahl zollerischer Geschichts-Sagen, daß dieses Haus seinen Ursprung auf die Göttin zurückführte.

So schrieb im Jahre 1466 Albrecht Achill seinem Bruder Friedrich Eisenach: „Wir sind zu Trooa in türkischem Weien (Lande) vertrieben worden bey (= sammt) unserm Herrn unnd sind gen Rom kommen, die dritten Fürsten (dem Range nach) die do waren mit Romischen Kaysern und Königen, Aber von Rom vertrieben und in das Reich kommen.“ — Rom ist ein Zusatz, der sich dadurch erklärt, daß man die Jollern von dem römischen Colonna ableitete, aber Troja ist bezeichnend. Wenn man an „Hagen von Troja“ im Waltharilied denkt und an die fränkische Sage, daß die Franken unter Franko, einem Sohne Hector's, aus Troja wanderten, so begreift man, daß es sich hier nicht um das klassische Troja des Homer handeln kann. Gemeint ist vielmehr, ohne daß freilich Albrecht Achill es so verstand, die Unterwelt, die im Wolddietrich geradezu „die alte Troja“ heißt (der Name scheint mit Irou, Truhe zusammenzuhängen und demnach sicheres Gewahrjam zu bedeuten). Zu gleichem Ergebnis gelangt man durch die weitere zollerische Sage, wonach ihr Geschlecht von Gunther abstammt, dem Könige des Nibelungenliedes. Da Burgunden und Nibelungen thatsächlich dasselbe sind, so wird man abermals auf die Unterwelt: „Nebelheim“ (Nifheim), die Heimath der Nibelöhne oder Nibelungen hingewiesen. Ein dritte Sage endlich, welche als Ahnfrau der Hohenzollern eine unhistorische Jemintud nennt, von welcher eine Reihe ganz auf Bertha passender mythischer Bäume angeführt werden, zeigt im Namen „Braut des Jemint“ daß in der That Bertha ursprünglich gemeint war, die Braut (Gattin) des Wuotan, der auch Jemint hieß (vergleiche die „Jemintud“ der Sachsen). Andere zollerische Geschichtsbücher, welche auf einen Zusammenhang des Hauses mit dem Wuotan-Cultus deuten, bestätigen mittelbar auch die Herkunft von diesem und dadurch wieder von Bertha.

Damit ist unsere Aufgabe, wie wir glauben, erfüllt und das Räthsel der Weißen Frau gelöst. Ihre Gestalt hat durch die nähere Untersuchung nicht gelitten, sie erscheint vielmehr erhöht und veredelt, eine letzte Erinnerung an den Glauben unserer Väter.

Ausdruck verboten.

### Verkehrte Welt.

Novelle von Wilhelm Berger.



a kommt er wirklich wieder heraufgezogen, der unmanierliche Mensch!“

Mit einem leichten Lächeln blickte Gretchen von ihrer Arbeit zu der Sprecherin hinüber.

„Unmanierlich?“ fragte sie. „Du kennst ihn doch gar nicht!“

Tante Lore würdigte diesen Einwand keiner Beachtung.

„Es ist schon der vierte Nachmittag heute, daß er, genau zu derselben Zeit, hier vorbei promenirt,“ fuhr sie fort. „Gleich wird er, vor unserm Sige angekommen, wie zufällig in den Garten sehen, überrascht zusammenfahren, wenn er Dich erblickt, seinen Hut in einem großen Bogen schwenken, die Lippen spüren, als wenn er etwas sagen wollte, und — stumm weitergehen.“

In der That geschah genau, was Tante Lore vorhergesagt hatte. „Ein komisches Benehmen!“ nahm sie wieder das Wort.

Herr Gläver kennt Dich doch, und wenn er das Bedürfnis fühlt, Dir mitzutheilen, daß das Wetter schön sei oder etwas Aehnliches, — vor mir braucht er sich doch nicht zu fürchten!“

Gretchen lachte laut auf. „Vorüber lachst Du?“ erkundigte sich Tante Lore verwundert.

Herr Gläver sieht doch nicht so aus, als ob er sich vor einer strickenden Dame fürchtete, namentlich, wenn sie ein solch gutes, liebes Gesicht hat, wie Du!“

„Das ist wahr,“ gab Tante Lore zu. „Der junge Herr hat die Gestalt eines Simson. Ich würde seinen Händen keine meiner besten Theekassen anvertrauen.“

Gretchen schüttelte den Kopf. „Wie kommst Du nur zu diesem Vorurtheil? — Ich wünschte, Du lerntest Herrn Gläver kennen; er würde Dir gewiß gefallen.“

„So? — Weshalb meinst Du?“

„Weil er ein guter Sohn ist. Neulich, als er mein Tisch-nachbar war, hat er mich viel von seinem Vater unterhalten, von dessen vortrefflichen Eigenschaften er voll war. Und ein guter Sohn ist immer ein braver Mensch; nicht wahr, Tantechen?“

Tante Lore beantwortete diese Frage nicht.

„Der ältere Gläver, — laß sehen, — ist er nicht Brauerei-Director? Und Witwer? — Es kommt mir eine Erinnerung, daß seine Frau vor langen Jahren durch einen Sturz aus dem Wagen verunglückte. . . Ganz recht, — oben bei der Rochustapelle war's. Sie fuhr spazieren, und vor einer Projession wurden die Pferde schen und gingen durch, berg-abwärts, und bei der nächsten Biegung der Straße, — jetzt ist die Seite am Abhange mit einer Mauer versehen, — geschah das Unglück.“

Gretchen hielt inne in ihrer Arbeit.

„Wie schrecklich!“ rief sie aus.

„Es passieren so viele Unglücksfälle, man vergißt den einen über dem anderen,“ bemerkte Tante Lore. „Damals hat der plötzliche Tod der jungen Frau Aufsehen genug gemacht. Weshalb Gläver später nicht wieder geheirathet hat, versteh' ich nicht. Er hätte seinem Sohne wohl eine andere Mutter geben können, anstatt ihn unter der Obhut Fremder aufwachsen zu lassen.“

„Vielleicht ist auch er von einer Tante Lore unter die Flügel genommen worden, der mütterlose Knabe,“ versetzte Gretchen.

„Ich will es hoffen. Eines Kindes Leben ist arm, wenn eine weibliche Gestalt zur Liebe und Verehrung darin fehlt. Am schlimmsten ist ein Knabe daran, der sie entbehren muß; er wird leicht hart und gemüthlos.“

Das junge Mädchen betrachtete Tante Lore mit einem neuen Interesse. Gedanken kamen ihr, die sie noch nicht gehabt hatte.

„Du warst doch eigentlich noch recht jung, Tante Lore, als Du mich, ein kleines, zartes Ding, zu Dir nahmst,“ sagte sie.

„In der Mitte der Zwanzig war ich, Kind.“

„Ich mag nicht daran denken, wie Vielem Du entsagt hast um meinetwillen. O Tante Lore, ich bin noch lange nicht dankbar genug gewesen!“

„Entsagt sollte ich haben? — Das wüßte ich nicht. Du warst mir ein Sogen von Anfang an. Ich bekam eine lohnende Aufgabe, als ich gerade begann, mich nach miltlicher Thätigkeit zu sehnen. Daß ich mich vor den Eigenthümlichkeiten einer alten Jungfer bewahrt habe, verdanke ich Dir. Ich zog Dich groß und blieb frisch dabei und in Zusammenhang mit dem fortschreitenden Leben.“

„Aber Du hättest vielleicht geheirathet, Tante Lore, wenn die Sorge um mich Dich nicht so in Anspruch genommen hätte,“ sagte Gretchen etwas zaghaft.

„Daran habe ich nie gedacht, liebes Kind.“

Gretchen machte große Augen. „Niemals, Tante Lore?“

Sie mußte lächeln, die gute Tante. „Ich war nicht häßlich,“ erwiderte sie ruhig, „nicht einmal in meiner Blüthezeit. Keines Wissens hab' ich niemals einen Mann angezogen. Und für mich hatten die Männer etwas Fremdartiges, Unholdes. Sie leben in einer anderen Sphäre; ich konnte mich zu keinem stellen. Am wohlsten war mir, wenn ich nichts mit ihnen zu thun hatte.“

Gretchen's Augen waren noch größer geworden. Welch ein einzig wunderliches Weien war sie doch, diese Tante Lore!

Aber das junge Mädchen verrieth nicht, daß es sich, mit einer ankommenden Liebe im Herzen, seiner jugendlichen Pflagemutter unendlich überlegen dünkte.

Am nächsten Tage trat Regenwetter ein. Der Garten blieb leer, Paul Gläver stellte seine Spaziergänge ein, und es war nicht weiter die Rede von ihm zwischen Tante und Nichte. Der „unmanierliche Mensch“ jedoch wußte es einzurichten, daß er Gretchen öfters traf. Seine Freunde hatten Schwestern, mit denen Gretchen verkehrte; da war nichts einfacher, als eine kleine Landtour zu veranstalten, oder eine Bootfahrt bei Mondschein oder ein abendliches Gartenfest mit Musik und Tanz.

„Du hast zu viele Aufregungen, Kind,“ sagte Tante Lore beifolgt. „Wenn sie nur nicht Deiner Gesundheit schaden!“

„Aber beste Tante!“ verteidigte sich Gretchen. „So sieh mich doch nur an! Venerst Du etwas von Abgepauntheit?“

In der That, ihre Augen waren so klar und glänzend, ihre Farbe so rosig frisch, wie je. Und Tante Lore schüttelte verwundert den Kopf: „Ich begreife nicht, daß alle diese Strapazen Dich so gar nicht anfechten!“

Aber von dem süßen Erfrischungstrank, welcher Gretchen's Lebensgeister niemals ermatten ließ, hatte sie keine Ahnung.

Und dann brach es eines Abends über sie herein, wie ein grelles, blendendes Licht. Es sollte nicht spät werden heute, hatte Gretchen versprochen, als sie wegging. Es war ja nur ein Thee ohne Umstände, im engsten Freundinnenkreise. Nun wurde es dennoch fast Mitternacht, ehe Tante Lore die Pforte des Gitters klirren hörte! Nein, sie mußte einmal mit dem Leichtfuß ein ernstes Wort reden. Rokhte sie ihre Jugend genießen, das liebe Kind, aber nur nicht in solchen hastigen Zügen! Auch für künftige Jahre mußte etwas im Becher bleiben.

Und Tante Lore nahm sich vor, die Nachtschwärmerin mit gerunzelter Stirne zu empfangen. Als indeffen Gretchen in das Zimmer trat, vergaß sie ihre Absicht, denn in den Mienen des jungen Mädchens lag ein Ausdruck von Seligkeit, wie sie ihn noch nie auf einem Menschenantlig gesehen.

Ehe sie noch ein Wort der Ansprache fand, hatte Gretchen sie stürmisch umarmt. Und dann strömte es von den blühenden Lippen: „Herzentrante, sei mir nicht böse, — ich hätte mich so gerne erst mit Dir beraten, — aber es kam so unerwartet, — ich war wirklich keiner Ueberlegung fähig, — nicht wahr, Du vergiebst mir?“

Erstochen blickte Tante Lore der erregten Nichte in die Augen, die jetzt in Thränen schwammen.

„Ja, was ist denn eigentlich passiert?“ forschte sie.

„Ach, Tante, wissen konnt' ich's ja nicht bis heut' Abend,“ fuhr Gretchen in ihrem wirren Gesändniß fort. „Es hätte doch auch nicht so sein können, so schrecklich das gewesen wäre. Paul aber —“

Tante Lore unterbrach sie: „Halt, Kind! Wer ist Paul?“

Und Gretchen, naiv verwundert: „Natürlich Paul Gläver!“

— Er hat mir also versichert, daß er mich gleich turchbar lieb gehabt hätte, — denke Dir, vom ersten Augenblicke an, als er mich gesehen. . .“

Tante Lore fuhr mit der Hand an den Kopf und setzte sich nieder, wie überwältigt. „Langsam, Kind, langsam,“ bat sie. „Mir ist ein Bißchen schwindelig geworden. — Was war das mit Paul Gläver?“

Nun holte Gretchen einen Schemel heran, setzte sich zu den Füßen der Pflagemutter nieder und erzählte von Anfang an, wie es gekommen war zwischen Paul und ihr. So einfach, so taufende von Malen dagewesen war die Geschichte dieser Liebe, und dennoch ruhten Tante Lore's Augen mit einem eigenthümlich rathlosen Ausdruck auf den beredten Zügen der Gläverin. Und als Gretchen geendet hatte, sagte sie mit einem Seufzer: „Deine Worte hab' ich wohl gehört, aber ich verstehe sie nicht. Was Du an diesem fremden Manne findest, was Dich zu ihm zieht, — davon habe ich nicht die geringste Vorstellung. Kind, Kind! wenn Du nur nicht eine große Unbesonnenheit begangen hast! Ich mag gar nicht an die Folgen denken. Du bist noch so jung, Grete, so unerfahren. Die ganze Sache hat so etwas, — wie soll ich nur sagen? — so etwas Ueber-schwengliches, Unermüßiges. In vollem Ernste: ich sehe die Möglichkeit nicht ein. . .“

Auf diese Art von Widerstand war Gretchen nicht gefaßt. Aber sie merkte wohl, daß Tante Lore aus ihrem eigenen, beschränkten Empfinden heraus sprach.

„O Tante, Du kennst die Liebe nicht!“ rief sie mit strahlenden Augen.

Es war ein schmerzlicher Vorwurf für Tante Lore, doppelt schmerzlich, da er von den Lippen ihrer Pflagetochter kam. Doch lächelte sie nur wehmüthig.

„Ich will versuchen, sie noch kennen zu lernen,“ erwiderte sie. Weder Tante noch Nichte konnten an diesem Abend bald einschlafen. In der Dunkelheit lag Tante Lore mit offenen Augen und sahn über das große Liebestüchlein nach, das wie eine schwarze, trübliche Wolke auf ihren Lebensweg gefallen war. Und immer wieder kam sie darauf zurück: „Das Kind giebt nichts mehr um mich! In einem Nu wirst sie mich bei Seite, und ich habe sie doch fünfzehn Jahre lang wie eine Mutter gehegt und gepflegt! Und das um eines Mannes willen, den sie vielleicht ein Duzend Mal gesehen und gesprochen hat!“ Und ihres Stammens war kein Ende.

Auch am nächsten Morgen, als Paul Cläver bei ihr um Gretchen anhielt, war's ihr noch wie ein Traum. Der Bräutigam hatte etwas Entschiedenenes, Männliches, das ihr wider ihren Willen imponierte. Aber das Gretchen zu diesem großen blonden Burischen aussah, wie zu einem Halbgoth, — daß sie sich an ihn schmiegte, als ob sie bis dahin jeder zuverlässigen Stütze hätte entbehren müssen, — daß sie schon Geheimnisse mit ihm zu verhandeln hatte, — darüber konnte sie nicht hinwegkommen.

„Darf ich Papa heute Abend mitbringen?“ fragte Paul, ehe er ging.

In den hatte Tante Lore noch gar nicht gedacht. Zu dem Bräutigam, der ihr selbstverständlich das Haus einlaufen würde, kam auch noch der Papa, der den Anblick von seines Sohnes Glück genießen wollte! — Aber sie machte gute Miene zu dieser zweiten Plage, wie zu der ersten. „Gewiß, nichts kommt ihr angenehmer sein,“ antwortete sie. Ihr war aber, als ob ihr bis dahin so ruhiges Hausweien plötzlich das Fieber bekäme, und sie mit.

Kümmlich fragte sie hernach: „Ist Herr Cläver junior auch solch ein Verküles wie sein Sohn?“ Gretchen antwortete schalkhaft: „Bewahre! — Paul ist aus der Art geschlagen. Sein Vater ist viel zierlicher von Gestalt, viel mehr nach Deinem Geschmack, Tanchen.“

„Kind, Du wirst übermüthig in Deinem Liebestrausch,“ versetzte Tante Lore mit lautem Tadel.

Etwas ruhiger aber sah sie doch der Zusammenkunft am Abend entgegen. Und augenchein überrascht wurde sie, als Robert Cläver sie gleich so herzlich begrüßte, wie eine alte Bekannte. Ihre Hand nehmend und festhaltend, sagte er: „Also Sie haben diese holde Mädchenblüthe zu solch schöner Entwicklung gebracht! Wie vielen Dank ist mein Sohn Ihnen schuldig! Und auch ich, der ich in Gretchen eine Tochter gewinne, wie ich sie mir nicht hätte ziehen können!“

Diese ungezwungene Anspielung auf den Tod von Paul's Mutter, vorgebracht in einem leicht verschleierte Tone, gefiel Tante Lore außerordentlich, — besser noch, als das ihr gegenebnete Lob. Und als gleich darauf Robert Cläver mit sicherem Takte die Unterhaltung zunächst auf das Gebiet der Familienbeziehungen lenkte und sich über die heimigen mit rückhaltlos freimüthig äußerte, durch Vertrauen um Vertrauen werdend, da kam Tante Lore vollends über ihre geheime Angst vor der neuen männlichen Verwandtschaft hinweg und gab sich ganz natürlich, in ihrer freundlichen, sinnigen Weise. Daß sie hin und wieder eine gewisse kindliche Unkenntniß der großen Kräfte verrieth, die vom Innern der Menschenbrust aus den bunten Wechsel des Lebens gestalten, gereichte ihr in den Augen Robert Cläver's nicht zum Nachtheil. Der erfahrene Mann begegnet gern einer Frau, die zwischen Abgründen, die sie nicht sieht, sicher wandelt.

Es war ein gemüthlicher Abend, dieser erste, den die neuen Verwandten mit einander verlebten. Und darüber konnte Tante Lore sich keiner Täuschung hingeben: die gesteigerte Gefühlswärme, die in dem kleinen Kreise willige Ohren zu guten Worten gestellte, verbreitete sich aus dem Herde jener jungen Liebe, die sie nicht verstand und deren Wirkung sie sich dennoch nicht entziehen konnte.

Seltam! — Gretchen beobachtete sie nicht ohne geheime Angst, daß sie sich spröde und unzugänglich erweisen und nicht in ihrem besten Lichte zeigen würde. Nicht wenig froh war sie, als Tante Lore sich so prächtig in ihre neue Stellung fand. „Du bist furchtbar lieb geworden heut' Abend, Tanchen,“ rief sie enthusiastisch aus, als die Gäste sich entfernten hatten.

„Es ist sehr freundlich von Dir, daß Du mir ein so gutes Zeugniß ausstellst,“ erwiderte Tante Lore mit dem trockenen Humor, der ihr zuweilen zu Gebote stand. „Das Hauptverdienst dabei hat übrigens Dein künftiger Schwiegervater, Kind. Ein kluger, gewandter Mann von sympathischem Wesen versteht es, so ein kleines Menschen-Orchester auf den richtigen Ton zu stimmen.“

Gretchen triumpfhirte: „Siehst Du nun, wie Recht Paul hat, von seinem Vater eingenommen zu sein! — Er ist auch ein reizender alter Herr!“

„Alt?“ überlegte Tante Lore. „Das find' ich eigentlich nicht. Bis auf das Äußere ist er reichlich so jugendlich als sein Sohn.“

Ein komisches Urtheil! dachte das junge Mädchen. Aber sie hütete sich, zu widersprechen.

Robert Cläver begleitete übers seinen Sohn in das Haus der Braut. Auch in seiner Wohnung empfing er die beiden Damen. Und wenn keine Fremden anwesend waren, fügte es sich gewöhnlich so, daß die jungen Leute thumlichst häufig in ein anstößendes Cabinet flüchteten, um unter vier Augen jene endlosen Klüstergespräche zu führen, von deren Inhalt ein Dritter niemals etwas erfährt.

„Die Alten sind gut aufgehoben,“ sagte Paul dann. Und das waren sie auch. Der ältere Cläver war einer jener bestellten Menschen, die sich mit der Welt im Gleichgewichte befinden. Er war Optimist, wie alle gehenden Naturen. Das Wohlbehagen, die Heiterkeit des Gemüthes, wovon er erfüllt war, theilte er mit. Darin lag die Quelle jener Jugendlichkeit, die Tante Lore gerührt hatte. Sie hörte ihn gern sprechen aus seiner reichen Erfahrung heraus; er gab, ohne es zu wollen, eine Fülle von Anregungen. Und sie ihrerseits enttarppte sich darüber, daß sie, frisch von der Leber weg, Gedanken ausplauderte, deren Reife für anderer Leute Ohren ihr selber einigermassen zweifelhaft war.

„Ich weiß nicht, was sich in mir verändert hat,“ sagte sie einmal zu Gretchen und machte ein komisch krankes Gesicht dabei. „Früher war mir's die ärgste Strafe, wenn ich mal genöthigt war, mich mit einem Manne zu unterhalten. Ich weiß noch ganz gut, damals, als meine Schwester Deines Vaters Frau geworden war, und ich um aus nächster Nähe das Glück einer jungen Ehe anah, — ich weiß noch ganz gut, daß da zuweilen der Wunsch in mir aufstieg, auch verheirathet zu sein. Dann aber starrte mir die schredliche Frage entgegen: was wolltest Du den ganzen Tag mit Deinem Manne sprechen? — Und ich war sofort von meinem vorwizigen Wunsche curirt. Ich sah ja, daß für Andere die Schwierigkeit nicht da war;

aber für mich bestand sie unüberwindlich und versperrte mir den Weg zur Ehe mit hochhohen Balliaden.“

Gretchen lächelte mitleidig: „Mit welchen Hirngepinnnten Du Dich geplagt hast, armes Tanchen!“ erwiderte sie. „Wenn Zwei sich liebhaben, o wie groß ist da der Drang nach Theilung! Alles, was sich in Kopf und Herzen regt, möchte man den Geliebten wissen lassen; keinen Gedanken, und wenn er noch so gewöhnlich ist, möchte man vor ihm verheimlichen. Gerade dies Hin- und Herfliehen der Seelenregungen von dem einen Ich zum anderen ist so wunderbar genussreich.“

„So!“ sagte Tante Lore etwas betroffen. „Und dann die Sonne der Unterordnung,“ fuhr die liebeserfahrene Braut in ihrem Unterrichte fort. „So ein Mann, Tanchen, weiß so ganz anders, was er weiß, als wir. Deutlicher, mein' ich, und im Zusammenhange. O, ich habe schon so viel von Paul gelernt, so viel!“

„Das scheint wirklich so,“ bemerkte Tante Lore trocken. „Ich lange an, mir ganz dumm vorzukommen.“

Aber das Fragen konnte sie doch nicht lassen. Eine Woche später forschte sie: „Wie bist Du's zuerst inne geworden, daß Du Paul gern hast?“

„O, das wußt' ich gleich,“ war die rasche Antwort.

„Nun ja, — ich hätte mir's denken können. . . . Aber die eigentliche Liebe, — die kam doch erst später, nicht wahr?“

„Natürlich, Tanchen. Erst der Wunsch, ihm zu gefallen; dann das Denken an ihn. Alle unsere Gespräche wiederholte ich mir; ich wußte genau, wie er bei jedem Worte ausgehen hatte; es war mir, als ob der Ton seiner Stimme in meinen Ohren klänge.“

„Sonderbar!“ sagte Tante Lore nachdenklich.

„Und dann, ganz allmählich, wuchs die Ueberzeugung in mir, daß auch ich Paul nicht gleichgültig sei.“

„So? — Woraus schloßest Du das, wenn ich fragen darf?“

Gretchen lachte, halb belustigt, halb verächtlich. „Aber, Tanchen, wie gründlich Du bist!“ rief sie aus. „Als ob sich bei einem Gefühle die Herkunft nachweisen ließe! — Es ist da und lebt.“

„Es ist da und lebt,“ wiederholte Tante Lore. „Daraus soll nun Einer Lug werden!“

„Das Schlimmste, was wir vom Leben haben, läßt sich nicht demonstrieren,“ entschuldigte sich Gretchen. Und als Tante Lore sie groß anah, verwundert über die wohlklingende Sentenz, fügte sie rasch hinzu: „Der Ausspruch ist von Papa Cläver.“

„Ach so! — Wie war er doch gleich?“

Gretchen wiederholte ihn arglos, und die Tante nickte dazu. Abermals einige Wochen später versuchte Tante Lore auf's Neue, ihre Kenntnisse von der Liebe zu erweitern. Sie wandte sich an ihre junge Lehrmeisterin mit der Frage: „Wie war Dir's in der Zeit, als Paul sich noch nicht erklärt hatte, wenn Du wußtest, daß Ihr Euch am Abend treffen würdet?“

„Je nun, — vorwiegend vergnügt,“ entgegnete Gretchen. „Doch waren auch Stunden dazwischen, in denen mir's wie ein Alp auf der Brust lag. Weißt Du, Tanchen, als ob die ganze Herrlichkeit mit einem Schlage vorbei sein könnte. Für immer! O, was hab' ich zuweilen gezittert und gebebt! Und ohne den geringsten Grund.“

„Just so,“ sagte Tante Lore. „Närrischer kann's nichts geben. — Hernach aber, — ich meine, als Paul, — nun, Du weißt ja, — da war es doch vorbei mit der Gespensterfurcht?“

„Mit einem Schlage. Als wenn in einem dunklen Theater auf einmal all' die kaum sichtbar gewesenen Gasflämmchen aufstrahlen. Da findet das Grauen keine Stätte mehr.“

Tante Lore athmete auf, als ob sie's gerade erlebte. „Das muß schon sein,“ sprach sie vor sich hin.

Gretchen umarmte sie gerührt. „Du gutes Tanchen, was Du für ein Interesse an unserer Liebe hast!“

„Versteht sich, Kind; wie sollt' ich nicht?“ erwiderte Tante Lore und ging still an ihren Nähtisch, wo sie plötzlich etwas zu suchen hatte, das sie gar nicht brauchte.

Dann, nicht lange hernach, jagte ihr Gretchen einen bösen Schrecken ein. Gretchen war allein zu Tisch bei Clävers gewesen und trug schon ein verdächtig schelmisches Lächeln zur Schau, als sie zurückkehrte. Ueber eine Weile rief sie plötzlich aus: „Nein, was Papa Cläver für drollige Einfälle haben kann!“

„So? In der That?“ versetzte Tante Lore möglichst gleichgültig.

„Denke Dir nur —“

Das junge Mädchen konnte vor Heiterkeit nicht weiter sprechen. „Aber Kind, wie Du Dich anstellst!“ rügte Tante Lore.

„Aho, Papa Cläver meinte, wir Beide, Paul und ich, hätten ganz gut zusammen aufwachsen können; dazu hätte er Dich nur kleine zwanzig Jahre früher kennen lernen müssen.“

Tante Lore nahm sich zusammen. „Nüchlich kann ich den Scherz gerade nicht finden,“ sagte sie mit strenger Miene.

„Es ist ein Jammer, daß es nicht so gekommen ist,“ fuhr Gretchen unbeirrt fort. „Denk' doch nur an die schöne Zeit, die Paul und mir dadurch verloren gegangen ist! Demu das ist ja keine Frage: wir würden uns schon in der Kinderstube geliebt haben.“

Inzwischen war Tante Lore roth und röther geworden. Nun fuhr sie auf, zorniger, als Gretchen sie je gesehen. „Es ist Dir wohl nicht zum Bewußtsein gekommen, daß Ihr Euch diese albernen Phantasien auf meine Kosten erlaubt,“ schalt sie erregt. „Wie kam ich Herrn Cläver jemals wieder unter die Augen treten? — Es müßte ja kein Funke von Selbstachtung mehr in mir sein! — Mir so mitzuspieren! O, es ist ganz abentheuerlich!“

Und plötzlich brach Tante Lore in Weinen aus und entsetzte sich eiligst. Gretchen hörte, daß sie in ihr Schlafzimmer flüchtete und sich darin einschloß.

Ja, was hatte denn das zu bedeuten?

Gretchen stützte den Kopf in die Hand und dachte nach. — Komische Tante! Einen harmlosen Einfall so übel zu nehmen! — Warum denn nur? — Und jetzt dümmerte dem gewizten Mädchen allmählich die Wahrheit auf, die fast ungläubliche Wahrheit. . . .

Das muß Paul wissen, war ihr erster Gedanke. Und der zweite: Bewahre! nichts davon darf er erfahren! — Und endlich der dritte: Ach, die liebe, gute, arme Tante!

Sie eilte hinaus und pochte an. „Bergieb mir, Herzens-tanchen!“

„Laß mich; ich habe Kopfschmerzen,“ kam es zurück.

Kopfschmerzen! — Und beide Clävers wollten am Abend kommen! — Es wurde immer später, und Tante Lore wich nicht aus ihrer Schmollkammer. Nochmals lief Gretchen zur Thür.

„Tanchen!“

Keine Antwort.

„Ich erwarte Paul. Was soll ich zum Abendbrod hergeben?“

Diese list half. Das Brautpaar durfte nicht allein gelassen werden, und die Wirthschaft mußte ihr Recht haben. Also entschloß Tante Lore sich, obgleich sie sich vor ihrer Nichte ein wenig schämte, wieder in das feindliche Leben hinabzusteigen. Gretchen wollte nochmals anfangen, sich zu entschuldigen, doch kam sie nicht zum Wort.

„Ich will nichts mehr hören,“ erklärte Tante Lore. „Und laßt es Euch gesagt sein: ich wandere aus, sobald Du verheirathet bist.“

Als sie etwas später vom Klur her auch Robert Cläver's Stimme hörte, wollte sie durch das Nebenzimmer entweichen; Gretchen indes hielt sie unter Lachen fest. — „Einmal muß es ja doch sein; warum nicht gleich?“ argumentirte das junge Mädchen, und gegen diese Logik war nichts einzuwenden.

So gemüthlich wie sonst, war diesmal die Theestunde nicht. Auch Gretchen ließ ihre Befangenheit merken. Alle paar Minuten stockte die Unterhaltung, obgleich Robert Cläver sich die größte Mühe gab, sie in Gang zu halten. Endlich sagte er halb lachend: „Was nur unserem Bräutchen heute Nachmittag über den Weg gelaufen sein mag? Es schwagt gar nicht so munter wie sonst, und auf seiner Stirne ziehen Wölkchen hin und her.“

Da verzog Gretchen in ertheuchelter Traurigkeit den Mund und erwiderte in trübeligem Tone: „Denke Dir nur, Papa; Tante Lore will auswandern, sobald Paul und ich verheirathet sind! Mich verlassen will sie! — Ist es da ein Wunder, wenn ich bekümmert bin?“

Tante Lore hätte mit dem Sopha, worauf sie saß, in die Erde versinken mögen. Welcher boshafte Kobold trieb mir ihre Nichte dazu, sie in solche Verlegenheit zu bringen!

Es schien indessen doch nicht, als wenn ihr Geheimniß durch Gretchen's Worte an das Licht gebracht worden wäre. Paul nahm nur die Gelegenheit wahr, seiner Braut einzuprägen, daß ihr späterhin die Gesellschaft ihres Mannes durchaus genügen müsse, und sand über die Pläne von Tante Lore kein Wort zu sagen. Und der Herr Papa bemerkte mit großer Ernsthaftigkeit, er finde es sehr begreiflich, daß Tante Lore nach Vollendung ihres langen und mühsamen Erziehungswerkes ein freies, ungebundenes Leben zu führen wünsche.

Sie und ein freies, ungebundenes Leben! — Für was hielt Robert sie denn eigentlich? Wie war es nur möglich, daß er, — jetzt noch! — ihren Charakter so gänzlich mißverstand!

Tränen traten in ihre Augen, doch antwortete, sich rechtfertigend, — das konnte sie nicht. Indem sie bekommen vor sich niedersah, wurde sie sich schmerzlich bewußt, was die Trennung von Gretchen für sie bedeutete.

Robert Cläver beobachtete die arme Leidende mit einem feinen Lächeln. „Hört einmal, Kinder,“ sagte er, „wenn Ihr noch etwas wißt, das Ihr Euch unter vier Augen mittheilen möchtet, dann würde ich Euch rathen, in das Nebenzimmer zu verschwinden. Doch seid nicht so laut, wenn ich bitten darf; ich möchte Tante Lore einige Winke darüber geben, nach welcher Weltgegend sie am besten ihre Schritte lenkt, nachdem Ihr beiden Egoisten Euch in Euer Nest zurückgezogen habt. Ihr begreift, daß zur Berathung einer solch wichtigen Angelegenheit Sammlung der Gedanken erforderlich ist und wir nicht durch Euer verliebtes Gittern gestört werden möchten.“

Bereitwillig erhob sich Paul und bot seiner Braut den Arm. „Geh' nur voraus, Schatz,“ sagte Gretchen. „Ich muß erst Papa einen Kuß geben; es ist so reizend von ihm, daß er Tante Lore behüthlich sein will, den richtigen Fleck für ihr Buen-Retiro zu finden.“

Paul drehte verwundert an seinem Schnurrbart; die zärtliche Aufwallung seiner Braut schien ihm jedes vernünftigen Grundes zu entbehren.

Eine Stunde später freilich, als er mit Gretchen aus dem Nebenzimmer zurückkehrte, begriff er, was jener Kuß zu bedeuten gehabt hatte. Denn er fand seinen Vater und Tante Lore Hand in Hand bei einander sitzend und Beide freudig bewegt.

„Ihr sollt später ein Elternhaus haben, worin auch die Mutter nicht fehlt,“ sagte Robert Cläver. „Allein hattet Ihr es doch auf die Dauer nicht aus.“

Gretchen stürzte auf Tante Lore zu und umarmte sie heftig. „Ich freue mich ganz unbändig, Tanchen,“ rief sie. „Das aber mußt Du mir doch zugeben: wenn Du nicht meinen Unterricht in der Liebe genossen hättest, dann wärst Du in Deinem Leben nicht damit zurecht gekommen!“

„Du magst nicht so ganz Unrecht haben,“ erwiderte Tante Lore lächelnd. „Doch überhebe Dich deshalb nicht. Mit all' Deiner jungen Liebe würdest Du mir niemals das große Liebestüchlein gelöst haben, wenn Du nicht mein Herz als Lehrgelächsel gehabt hättest. Und etwas ungeheißt werd' ich mich auch jetzt noch anstellen.“

„Das wird sich bald geben,“ tröstete Gretchen. „Nicht wahr, Papa?“



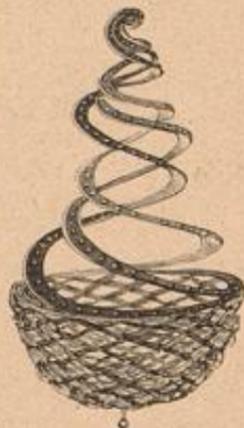
Raddruck verboten.

**Friedrich's des Großen Ansprache an seine Generale vor der Schlacht bei Leuthen.** Von A. Kampf. Siehe das Bild, Seite 188 und 189. — Das große Bild des Düsselthaler Geschichtsmalers Arthur Kampf stellt eine denkwürdige Scene aus der Geschichte Preußens dar. Ende November 1757 hatten die Oesterreicher nach einem glänzenden Siege über den Herzog von Bayern, der ihnen Breslau in die Hände brachte, unter den Kanonen der schlesischen Capitale ein befestigtes Lager bezogen, dessen Mitte das etwa 15 Kilometer von Breslau entfernte kleine Dorf Leuthen bildete. König Friedrich rückte den Oesterreichern von Parchwitz aus mit einem Heere von 33,000 Mann und 167 Geschützen entgegen, drängte am 5. December den Feind aus allen seinen Positionen und schlug ihn trotz standhafter Gegenwehr in einer bis in die Abendstunden währenden Schlacht. Die Haupt-Ursache der Niederlage der Oesterreicher war wohl in der Vertrauensseligkeit ihrer Generale zu suchen, die trotz der eindringlichen Warnungen des Feldmarschalls Daun, von der „Petersdamer Nachtparade“ nicht viel erwarteten und durch Friedrich überrascht wurden. Die von dem Maler dargestellte Scene bildet jene berühmte Ansprache des großen Friedrich an seine Generale, in der er das „Siegen oder Sterben“ betonte. Wir sehen den Monarchen inmitten seiner Heerführer Zieten, Seydlitz, Wedel und Anderer, — und sein sprühendes Auge, sowie die geballte Rechte deuten an, in welcher Erregung er sich in Betracht dessen, was auf dem Spiele steht, befindet.

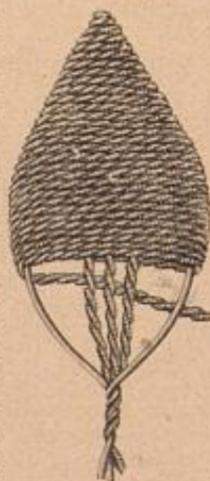


Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Alle Schmuck für den Christbaum.** — Der Weihnachtsbaum, ein freundliches Symbol deutschen Geistes, deutscher Frömmigkeit und Gemüthstiefe und deutschen Familienlebens, macht einen friedlichen Siegeslauf durch die Welt. Nicht nur allüberall im Vaterlande, nein, soweit die deutsche Zunge klingt, auch im fernsten Erdtheile, im Urwalde wie auf hoher See erstrahlt am Christabend der festlich geschmückte Weihnachtsbaum. Gern und willig ahnen mehr und mehr fremde Völker die schöne, poestvolle Sitte nach, die, wenn auch aus finsterner Heidenzeit stammend, in sinniger Weise eine christliche Deutung erfahren hat. Schon lange vor dem Feste wirkt der Weihnachtsbaum einen verklärenden Schimmer auf die dunklen, trüben Wintertage. Welche Hülfe seliger Hoffnungen und Erwartungen steigt schon bei dem Worte „Weihnachtsbaum“ in der Kinderseele auf! Was Schöneres giebt's doch auf Erden nicht, als einen Tannenbaum mit seinem Licht so klingt es als innerste Ueberzeugung aus den Herzen und von den Lippen der Kleinen. Sie können die Zeit kaum erwarten, sie zählen die Wochen, dann die Tage und Stunden bis zum fröhlichen, seligen Weihnachtsfeste. Und die Erwachsenen finden im selbstvergessenen Arbeiten für Andere, im Sinnen und Sorgen, ihre Lieben zu überraschen und zu erfreuen, ihr schönstes Glück. Wie natürlich ist es da, daß man den Tannenbaum „den Rainen des Winters“ gern auf's schönste schmückt, und daß namentlich die Kinder in den Vorbereitungen dazu, in der Anfertigung des Ausputzes, einen Vorgesmack der Festfreude empfinden. Vielleicht macht auf einen Erwachsenen eine große, schön gewachsene Edel-tanne mit ihrem freundlichen Grün, ohne allen Zierath, nur im Glanze zahlreicher Kerzen erstrahlend, den reizvollsten und erhebendsten Eindruck, — aber Kinder haben ihre Freude an glänzendem Schmuck und bunten Farben, und ihnen zu Liebe wird meist der immergrüne, dunkle Nadelbaum mit buntem, festlichem Kleide geziert, das je nach der Gegend, nach der Sitte des Hauses, und nach dem persönlichen Geschmack auf verschiedene Weise angefaßt ist. Die Phantasie ist unerschöpflich in der Erfindung immer neuen, glänzenden Zieraths, und die Kinder werden nicht müde im Schneiden und Kleben, im Vergolden und Versilbern, und freuen sich, wenn sie dem Christkinde zu Ehren ihren lieben Baum auf's herrlichste schmücken können. Da fertigen kleine Hände Ketten und Reize aus Gold- und Silber- oder farbigem Glanz- und Seidenpapier, sowie lange Schnüre aus Strohpapier, abwechselnd von rothen und weißen Gelatinefäden unterbrochen; dort werden aus Gold- und Silbercanonäs allerlei Sterne, Kreuze, Schmetterlinge geschnitten und mit glühenden Perlen benäht. — Die Kinder freuen sich gewiß, eine neue Reihform dargestellt zu sehen, deren oberer Theil in Schlangenform erscheint. Unser Modell aus starkem doppelseitigen Carton prangt in rother, grüner und goldener Farbe; der untere Theil, der zur Aufnahme eines Apfels dienen kann, ist in gewöhnlicher Reihform, der obere spiralförmig geschnitten; beide Theile, von gleicher Größe, müssen selbstständig hergestellt und in der Mitte zusammengeliebt werden. Sehr gefällig nehmen sich auch zierliche Körbchen aus buntem Papier aus; noch eigenartiger sind solche aus starken, steifen Cartonstreifen, reihenweise mit zartem, großförmigen Reis besetzt. Welche Freude gewährt es dann den Kleinen Fabrikanten, wenn ihr Machwerk einen süßen Inhalt von Pfeffernüssen oder Confect erhält! In gleicher Weise kann das Innere der kleinen Ampel aus Krausgespinnst, die durch die Abbildung dargestellt ist, gefüllt werden. Kleine Mädchen werden gewiß gern versuchen, sie nachzuahmen; denn sie bildet nicht nur einen zierlichen Schmuck für den Weihnachtsbaum, sondern kann auch als Ausputz für die Puppenstube Verwendung finden. Als Material dient starkes Krausgespinnst aus farbiger, mit Metallfäden durchschossener Baumwolle und gleichfarbig ungewidelter Draht. In der Weise der Filigran-Arbeit sind sieben Blätter hergestellt. Die Abbildung giebt ein derselben naturgroß und läßt die Ausführung deutlich erkennen. Zunächst biegt man die Form aus Draht, dessen En-



den in einander geschlungen werden müssen. An der oberen Blattspitze beginnend, unwickelt man diese Form mit Krausgespinnst erst der Länge nach dreimal in der Mitte des Blattes und dann der Breite nach, sodas die dicht neben einander liegenden Fäden die Form vollständig bedecken. Der Faden ist unten an den Draht-Enden zu befestigen. Die vollendeten Blättchen werden leicht gebogen und, wie aus der Abbildung ersichtlich, zusammengesetzt. Die einzelnen Blättchen müssen innen ein wenig über einander treten. Die Blättchen werden fest zusammengedreht und mit Krausgespinnst unwickelt. Soll die Ampel eine Puppenstube zieren, so wären einige gemachte kleine Epheuweige zur Ausschmückung des Inneren geeignet. Durch drei Krausgespinnst-Fäden wird die Ampel zum Anhängen eingerichtet. — Einen gar hübschen und sinnigen Schmuck für den Christbaum bilden die



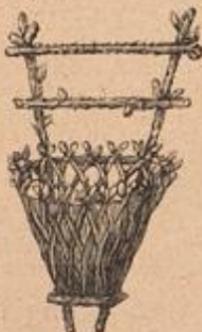
bekanntem, aus Seidenpapier gefertigten Rosen und weißen Lilien aus zusammengeliebtm weissen und silbernen Glanzpapier, deren lange Staubfäden durch schmale Streifen von gekrausstem Knittergold dargestellt werden. Ungemein brillant wirken auch die Blumen aus Filigran, welche im vorigen Jahrgange (Nr. 51) beschrieben sind. Einen Gegenatz zu diesem farbigen und glänzenden Blumen-Ausputz bildet die Darstellung eines im eisigen Winterschmucke prangenden Weihnachtsbaumes. Zu diesem Zwecke werden kleine weiche Plättchen weisser Watte locker auf die Zweige gelegt und gegen die Nadeln angebrückt oder geklebt. Dann bestreut man die vorher mit Gummi überstrichenen Zweige mit grüner Tanne wie mit Schnee und glühendem Reis bedeckt erscheint. In ähnlicher Weise lassen sich Eiszapfen herstellen, indem man etwas länglich zusammengedrückte, fingerstarke Watteplättchen mit Gummi bestreicht und reichlich mit Diamantstaub bestäubt. Vielen Kindern gewährt es auch großes Vergnügen, kleine Vogelnester in den Zweigen anzubringen. Sie brauchen dazu halbe Eierhäuten, die innen und außen mit roos, Pferdehaaren und Fäden grauer Wolle besetzt werden. Als Eierchen dienen kleinen Zuckerkugeln oder versilberte und vergoldete Haffelnüsse. Letztere ergeben auch einen reizenden Schmuck für den Weihnachtsbaum, wenn sie in entsprechend große Bierede aus Staniol eingeschlagen werden; die oberen Enden dreht man zu einem Köpfchen zusammen. Die mit glänzendem Samettasaden oder fast unsichtbar mit feinen schwarzen Nähgarn am Baume befestigten Haffelnüsse erscheinen dann wie Silberkugeln und weisseisen mit den vergoldeten und versilberten Wallnüssen und Tannenzapfen an Glanz und Schimmer. Welcher Schmuck



aber wirkt so reizvoll und prächtig wie die Samettasaden, wenn sie nach allen Richtungen hin die Zweige des Baumes durchziehen und umspinnen und im Kerzenglanz hier und dort wie funkelnde Sterne oder farbige Edelsteine aufleuchten! Das schöne Material findet denn auch jezt in mannigfacher Weise zum Christbaumschmuck Verwendung, zu Weintrauben, die aus farbigen Glaszägeln bestehen und mit Sametta übersponnen sind, zu glänzenden Schmetterlingen und schillernden Kolibris. Ganz besonders hübsch nehmen sich auch steigende Drachen aus farbiger Seide aus; alle kleinen Knaben, die sie zu sehen bekommen, werden gewiß zur Nachfertigung begeistert werden. Der Haupttheil aus rother oder blauer Seide ist 8 Cent. lang und in der Mitte 5 Cent. breit; er ist von goldener, mit festem Draht versehenen Ketten-Sametta umrandet. Durch Silber-Gantille werden die Stäbe in der Mitte und die Bindfäden angedeutet. Silberne Quasten zieren die Seiten des Drachens und den langen Schwanz desselben. Welch' prächtiges Glitzern und Funkeln entsteht, wenn der Drache am Baume hängt und sich leicht hin und her bewegt! Doch es ist ganz unnöthig, all die schönen Dinge zu erwähnen oder gar abzubilden, die eine unermüdete Industrie zum Schmuck des Weihnachtsbaumes und zum Entzücken der Kinderherzen erfindet: keine Laternen und Lampen, bei denen das Licht durch farbige Gelatineplatten blizt, Eichhörnerchen und Elefanten, Muscheln und Schildkröten, Trommeln und Trompeten. Letztere Gegenstände können auch als Krappen benutzt und mit Confect gefüllt werden. Doch von den süßen Herrlichkeiten und den Neuheiten auf diesem Gebiete wollen wir lieber ganz schweigen, um nicht vor der Zeit Sehnsucht danach zu erwecken. Wir möchten schließlich nur noch einen ungemein zierlichen, wenn auch weniger in die Augen fallenden Schmuck für den Weihnachtsbaum oder die Puppenstube angeben, dessen Anfertigung großen und kleinen Kindern sicher Freude bereiten wird. Als Material dienen junge, noch biegsame Tannenreiser, von denen die Nadeln abgetreift sind. Die Abbildungen zeigen ein rundes Körbchen und einen kleinen Wandföhrchen. Für den Rand des runden Körbchens, von dem ein Theil naturgroß dargestellt ist, werden die Spitzen von zwei und zwei Zweigen kreuzweise über einander gelegt und durch mehrmalige Umwickelung mit seinem Draht verbunden, während die unteren Enden flechtenartig zusammen-treten. Den Boden bilden vier zu einem Stern verschlungene, je 2 Cent. lange, den Henkel zwei je 11 Cent. lange Zweige, die am Boden befestigt und an den Seiten verbunden werden. Das Wandföhrchen hat denselben gleich breiten Rand, dessen oberer Umfang jedoch nur 14 Cent. beträgt. Für Bogen und Gestell, an welchem das Körbchen befestigt ist, sind etwas stärkere Zweige mittelst weicher kurzer Drahtstifte an einander zu fügen. Die beiden Längsstäbe des Gestelles messen je 10 Cent., die vier Querstäbe 6, 5, 4 und 2 Cent. Nachdem sie vollendet, sind die Körbchen vorsichtig zu lackiren.



**Weihnachts-Gebäd.** — Baseler Leckerlein. Man reibt das Gelbe von einer Citrone an 1/2 Kilo hartem Zucker ab, schlägt diesen in ganz kleine Stüchken, thut sie nebst 1/2 Kilo gutem Honig in eine Casserole und läßt Alles über dem Feuer so heiß als möglich werden, doch ohne daß es kocht. Hierauf schneidet man 1/2 Kilo ungehäute Mandeln in längliche Stüchken und 125 Gr. Citronat, sowie auch 75 Gr. Succade ganz feinstwürflig, thut dies nebst 10 Gr. Ingwer, 6 Gr. Zimmetblüthen, 4 Gr. Muskatblüthe, — alle drei Theile fein gestohen, — nebst 35 Gr. Pottasche, 1/2 Kilo durchgeseibtem Mehl und 1/2 Liter echtem Rum nach und nach zu dem heißen Zucker und Honig und arbeitet Alles so lange kräftig durch, bis ein gleichmäßiger Teig entsteht, den man, mit einem leinenen Tuche bedekt, sechs bis acht Tage in den Keller



stellt. Nach Ablauf dieser Zeit rollt man den Teig 1/2 Cent. dick aus, legt ihn auf ein mit Wachs bestrichenes Backblech und bäkt ihn in einem gut geheizten Ofen gar. Aus dem noch recht heißen Kuchen schneidet man kleine Rüklein in beliebiger Form und Größe; doch kann man den Kuchen auch ganz erkalten lassen und beim jedesmaligen Bedarf seine Stüchken davon abschneiden. **Glittmater.** (Holländisches Recept.) 200 Gr. Honig und 100 Gr. Zucker werden in einem sauberen Kesselfchen aufgelocht, dann sogleich mit 30 Gr. Succade, 30 Gr. Orangeat, 30 Gr. candirten Pomeranzenschalen, — alles feinstwürflig geschnitten, — 1 Messerspitze gestohener Muskatblüthe, 3 Gr. feinem Zimmet, 4 Gr. in etwas Milch aufgelöset und durch ein Sieb gegebener Pottasche und 600 Gr. Mehl in gleicher Art, wie im vorhergehenden Recept angegeben ist, verarbeitet. Den dadurch gewonnenen Teig läßt man 24 Stunden ruhen, rollt ihn einen Finger dick aus und bäkt ihn dann auf einem mit Wachs bestrichenen Backblech in guter Ofenhitze gar. Sobald der Teig aus dem Ofen genommen ist, wird er gleich in kleine Kuchen von beliebiger Form geschnitten.

**Goltsener Plähen.** Man läßt 225 Gr. Butter zergehen, gießt sie, allen Saß zurücklassend, recht klar in die Backschüssel und läßt sie wieder steif werden. Hierauf rührt man sie zu Sahne, giebt dann, während man immer nach einer Seite hin weiter rührt, 300 Gr. gesiebten Zucker, an welchem vorher das Gelbe einer halben Citrone und einer halben Apfelsine abgerieben war, 4 ganze, vorher schon verquirte Eier, 3 Gr. gestohenes Zimmet und 400 Gr. Mehl dazu, verrührt Alles recht glatt, seht alsdann mit einem Theelöffel kleine Häufchen auf ein mit Butter bestrichenes Backblech, drückt sie ein wenig glatt und bäkt sie in mäßiger Hitze nur leicht gelblich und gar. Ist dies geschehen, so überzieht man die Plähen sogleich mit einem weissen Zuckerguß und läßt diesen in der Ofenwärme eben antrocknen. **Prinzessin-Bröckchen.** 150 Gr. abgezogene Mandeln und 50 Gr. Pistazien werden sehr fein gerieben, dann mit 200 Gr. gesiebtem Zucker, 7 Eidottern, 30 Gr. feinstwürflig geschnittener Succade, 30 Gr. ebensofeinem Citronat und einer kleinen Messerspitze Zimmet, mit einem gleichem Quantum mit Zucker gestohener Vanille, zu einer glatten Masse verrührt. Von dieser legt man immer einen Theelöffel voll auf ein bebutertes, bereits auf dem Backblech liegendes Papier und formt das Häufchen dann sogleich, mit Hülfe von zwei Köffeln, zu einem länglichen Bröckchen. Hat man auf diese Weise, die Bröckchen alle nebeneinander legend, die Masse verbraucht, so werden die Bröckchen mit Eiweiß und Zucker (beides vorher zusammen geschlagen) überzogen und mit Citronensaft oder Orangenblüthen-Wasser beträufelt und in mäßiger Ofenhitze gar gebraten. C. L. W.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Fragen.**

**Albert-Biscuits.** — Könnte mir eine Leserin ein gutes Recept zur Herstellung der bekannten Albert-Biscuits mittheilen?

Abouentia in D.

**Seiden-Abfälle.** — Wer kauft schöne, reinseidene Stoff-Abfälle. Der Ertrag soll zu wohlthätigen Zwecken verwendet werden.

J. R., Damen-Schneiderin in R.

**Antworten.**

(Auf die besüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

**Vergolden von Rüssen (184).** — Um Rüsse dauerhaft zu verfilzern und zu vergolden, bedient man sich am besten zum Befestigen des Schaumgoldes und -Silbers eines dünnen Bindemittels, das aus Eiweiß, mit Wasser vermischt, aus sehr dünnflüssigem Gummi arabicum oder Veimwasser bestehen kann. In das untere Ende der Rufe wird vorher ein zugespitztes Hölzchen gestekt, um welches man gleich einen Faden schlingen kann, damit ein unnöthiges Befassen der vergoldeten Rüsse vermieden wird. Sehr hübsch und practisch sind auch die kleinen farbigen Metallbräute, die unten mit einer Spitze zum Einbohren, und oben mit einem ungebogenen Hälchen zum Anhängen versehen sind. Man erhält dieselben buhendweise zu billigen Preisen in Eisenhandlungen und in Magazinen für Küchen-Utensilien. Nach dem Eintauchen in das dünne Bindemittel werden die Rüsse mit entsprechend zugeschnittenen Stücken von Schaumgold umfüllt und dies mit einem leinenen Lappchen leise angebrückt. In ähnlicher Weise lassen sich die natürlichen Kiefernzapfen und die großen, ansehnlichen Fichtenzapfen vergolden und versilbern; sie wirken, an den oberen Zweigen stattdlicher, hoher Bäume befestigt, sehr effectvoll. Wer im Besitze von Bronze-Farben und -Tinctur ist, kann auch hiermit einen sehr dauerhaften, hübschen Anstrich von Rüssen und anderem Weihnachtsbaum-Ausputz erzielen, nicht nur in Gold und Silber, sondern auch in anderen wirkungsvollen Farbtönen.

**Eine praktische Berlinerin.**

**Mittel gegen Ratten (72).** — Trotz der unzähligen Mittel, die gegen die Ratten empfohlen werden, hält es doch sehr schwer, sie zu vertilgen, wo sie sich erst in Menge eingenistet haben, besonders wenn man nicht zu Eisten greifen will, die ja auch leicht für Menschen und Thiere Gefahren mit sich bringen. Fallen erweisen sich auf die Dauer nicht sehr wirksam. Auch die Besjagungsmittel, an der Luft getrocknete Raute und Pfefferminze, haben keinen nachhaltigen Erfolg. Dagegen soll den Ratten der Geruch der Hundszunge (Cynoglossum officinale) wirklich sehr unangenehm sein und sie zur Auswanderung veranlassen, wenn man die Pflanze, die bei uns häufig an Wegen und auf unbebauten Stellen wild wächst, in ihre Löcher legt. In gleicher Weise werden sie durch den Geruch von Carbol vertrieben, sei es, daß man die von den Ratten heimgesuchten Orte mit einem Anstrich von Chloralkali und Carbol versieht, oder mit Carbol getränkte Lappen in ihre Schlupfwinkel legt. Andere gießen, um sich der langschwänzigen Räuber zu erwehren, Steinkohlentheer in ihre Löcher. Sobald eine der Ratten sich die Foten, an denen sie sehr empfindlich sind, mit Pech besudelt hat, verlassen alle den Ort, wo ihnen so übel mitgespielt wurde. Unter den Mitteln, die den Tod der Ratten zur Folge haben, verdienen die beiden folgenden besondere Beachtung. Man seht ihnen ein Gemisch von Malz, Zucker und ungelöstem Kalk hin und in der Nähe ein Gefäß mit Wasser. Die genossene Lockspeise erregt ihren Durst und führt ihren Tod herbei, sobald sie denselben befriedigt und damit den Kalk geschlakt haben. — Ein sehr wirksames Mittel, das nur auf Nagethiere tödlich wirkt, ohne anderen Geschöpfen nachtheilig zu sein, ist in der Meerzwiebel (Scilla rubra) enthalten. Das aus der Pflanze hergestellte Glycerin können Sie vom Apotheker Heinerdorff aus der Allee-Apotheke in Pantow bei Berlin oder durch die Kothe-Apotheke, Berlin C, Rosenbaler Str. 47, beziehen. Einer, der auch die Rattenplage gründlich kennt.